

# DIE SICHEL

## LITERATUR & DEBATTE

### INHALT

Identität & Schreiben / Ort & Perspektive / Abkühlung & Parataxe  
Boulevarddreck / Bettgeschichten / Franz Schuh vor Gericht  
Im Kreise der Textfabrikanten

### BEITRÄGE

von

Deniz Utlu / Stefan Gmünder / Gerrit Confurius  
Daniel Wisser / Monika Helfer / Alfred J. Noll / Heinz Knienieder

Redaktion: Walter Famler

### NACHDRUCK GEBOTEN

Preis dieser Nummer 50 Cent = 700 Groschen

ERSCHEINT IN ZWANGLOSER FOLGE

ALTE SCHMIEDE WIEN

1. Schönlaterngasse 9 Tel. 512 83 29

Sonderzahl Wien

Franz Schuh

## VOM GUTEN, WAHREN UND SCHLECHTEN

Ein Lesebuch

Bernhard Kraller (Hg.)

## SCHÖNHEIT, AMBITION UND EINSAMKEIT

Von, für und gegen Franz Schuh

bahoe books Wien

Monika Helfer

## BETTGESCHICHTEN UND ANDERE

Bibliothek des Alltags Band 1

Vassilis Paleokostas

## EIN NORMALES LEBEN

Autobiografie

Alexander Lippmann

## INNERE GEWALT

Roman

## VORSPANN

### Krieg und Frieden

In der Ukraine herrscht seit zwei Wochen Krieg. Damit diese Ausgabe der *Sichel* Mitte April mit unserem Mai/Juni-Programm in den Versand gehen kann, müssen die Druckunterlagen morgen in Vilnius sein. Ob die Lieferung nach Wien via Polen in drei Wochen noch funktionieren wird, ist zu Redaktionsschluss nicht absehbar.

Vor vierzehn Tagen erschien ein Krieg in der Dimension und mit all seinen Folgen, wie er durch den russischen Angriff ausgelöst wurde, jenseits unseres Vorstellungsvermögens. Jetzt ist er Realität. Redaktionell war kurzfristig kein Beitrag, der über in Tages- und Wochenpresse Publiziertes hinausweist, zum Thema Ukraine zu generieren. Für die für September geplante *Sichel Nr. 7* versuchen wir, adäquate Beiträge von ukrainischen, russischen und österreichischen Autoren und Autorinnen zusammenzustellen.

Deniz Utlus Beitrag in dieser Ausgabe basiert auf seiner Eröffnungsrede bei der vorjährigen *Literatur im Herbst* zum Thema »Identitäten«, Stefan Gmünder hat uns seine Dankesrede anlässlich der Verleihung des Staatspreises für Literaturkritik zur Verfügung gestellt. Gerrit Confurius' im Herbst 2020 erschienenenes Buch *Die Krise als eine schöne Kunst betrachtet* ist im Zuge der Corona-Krise im Orkus der Nullwahrnehmung verschwunden und möchte durch sein Schlusskapitel in Erinnerung gerufen werden. Daniel Wissers Auseinandersetzung mit der Funktion von Boulevardmedien erscheint uns über ihre Publikation im Online-Medium *ZackZack* und im Sammelband *Tausend kleine Traurigkeiten* hinaus wesentlich, Monika Helfer erweist sich mit ihren *Bettgeschichten* als phänomenale Autorin der Gattung Kurzgeschichte.

Franz Schuh begeht in diesem Frühjahr seinen 75. Geburtstag. Alfred J. Noll, dessen bildnerische Arbeiten noch bis 30. Mai im Bahoe Art House in der Wiener Fischerstiege zu sehen sind, gratuliert literarisch mit einer außergewöhnlichen Anekdote. Der wiedergelesene Text von Heinz Knienieder verweist auf die Begrenztheit der Kräfte der Literatur.

Dass der Krieg in der Ukraine zu Zeiten, da Sie dieses Heft in Händen halten, bereits vorbei sein wird, scheint nicht realistisch zu sein. Aber die Hoffnung stirbt bekanntlich zuletzt.

Walter Famler

## Identität und Schreiben

Von Deniz Utlu

Für mich ist die Frage nach Identität stärker mit Max Frisch verbunden als mit Debatten um Einwanderung. Wie wahrhaftig kann der Satz »Ich bin nicht Stiller« sein? Und was ist die Konsequenz eines gescheiterten Selbstentwurfs? Diese Fragen haben sich die Figuren von Max Frisch schon in seinem Frühwerk gestellt. Jürg Reinhart, der Maler, der zum Gärtner Anton wird – nicht ganz, denn er kann weder ein »Gestalter« sein, der ohne Sicherheiten entfesselt und frei ist, noch ein »Gesunder«, der sich für die Ehe entscheidet und das Leben weitergibt. Er hat das Leben »versehrt« empfangen und muss sich selbst »auslöschen«, so wie auch Walter Faber später feststellt, dass es nicht hilft, das Leben zu beenden, er hätte von Anfang an nicht existieren dürfen: »Ich möchte bloß, ich wäre nie gewesen«. Diese Identitätsfragen können durchaus mit dem Überschreiten von Landesgrenzen verbunden werden – auch Stiller ist ein Migrant und Walter Faber reist mit fast allen Möglichkeiten der Fortbewegung um die Welt.

Der Begriff der Identität ist heute dominiert von Diskussionen um kulturelle oder religiöse Bezüge – in gewisser Weise eine modifizierte Fortsetzung der Debatten zur »Gastarbeiterliteratur« in den 80er und 90er Jahren und der Vorstellung von einer »Migrationsliteratur«. Diese semantische Reduktionsgefahr des Begriffs der Identität verläuft analog zu einer Reduktion des Schriftstellers, der Migrationsbezüge herstellt, auf Migration und letztlich auf die Reduktion des Menschen zum Migranten – auf der einen Seite. Auf der anderen Seite erfährt die Aufnahmefähigkeit der Rezipienten eine Verstümmelung: Die Novellierung von Erzählkunst oder Sprachgebrauch, die ein Autor oder eine Autorin anbietet, bleibt unsichtbar für die verkürzenden, oftmals biografisierenden Rezipienten oder Rezipientinnen, die sich damit selbst einer Chance der Begegnung berauben.

»Migrationsliteratur« ist eine Perspektive auf Literatur, die nicht am Text ansetzt, sondern an einer Vorstellung von Gesellschaft. Diese Lesart blendet alles im Text aus, was sich nicht dieser Vorstellung zuordnen lässt. Die Folge ist, dass eine Reihe von Autoren äußerlich einer Strömung zugerech-

net werden, die es nur in ihrer Rezeption, nicht aber in ihrer Selbstdefinition gibt. Strömungen werden manchmal auch von außen erkannt, das sind im Kleinen Trends, im Großen Epochen. Aber ist es legitim eine Strömung allein über die Herkunftsvielfalt der Künstler\*innen zu bestimmen? Hat das Ästhetische seine Autorität in der Einordnung von Kunst verloren? Oder kann es eine Ästhetik der Migration geben? Wie müsste sie aussehen? Und ist es wirklich die Ästhetik des Werks oder eine rezeptionsseitig hinein gelesene Schwerpunktsetzung? Ob der Name, der einer Strömung gegeben wird, eine Selbstbezeichnung ist oder nicht macht daher einen großen Unterschied: So war für die Strömung der Romantik und letztlich für die Literaturgeschichte insgesamt, ein zentrales Moment, als die Brüder Schlegel den Begriff der romantischen Literatur in Abgrenzung zur klassischen entwarfen. Generationen von Autorinnen und Autoren in Europa und Nordamerika bezogen sich darauf.

Ich liefere mir ein Argument für die Existenz der Kategorie der Migrationsliteratur: Nicht allein die Herkunftsvielfalt der Autor\*innen ist ausschlaggebend, sondern die Manifestation dieser Erfahrung im Schreiben. Doch was genau kann diese Erfahrung sein? Die Migration selbst? Die erzählte Migration der Eltern? Das Exil? Das Leben in der Diaspora? Die Ausgrenzung? Das Polyglotte? Die möglichen Erfahrungen, die sich aus der Herkunftsvielfalt heraus im Schreiben manifestieren, sind unterschiedlich und vielfach. Parallelen und Verbindungen der unterschiedlichen Erfahrungen mögen existieren. Die diffuse Existenz von Parallelen scheint mir aber zu vage, um eine Schule oder Strömung auszumachen. Die Lektüre des Schriftstellers Gaito Gasdanow etwa, der als russischer Schriftsteller im Pariser Exil gelebt hat, sagt durchaus etwas aus, sowohl über die Exilerfahrung als auch über das Polyglotte, hier Russisch, Französisch und das Französisch der russischen Emigranten. Wie viel würden Lesende jedoch verlieren, wenn sie einzig diese Lesart auf die Lektüre Gasdanows anwendeten, anstatt in ihm eine Brücke von Kafka zum Existentialismus zu finden. Die Protagonisten Gasdanows sind Russen, die in Paris leben. Und doch könnte sein Roman *Die Rückkehr des Buddah* nicht weiter weg sein von einer Milieustudie, auch lässt sich der Text nur mit Mühe als Ausdruck existentieller Ortlosigkeit deuten. Ebenso ist es nicht zwingend, Gasdanow

aufgrund des Geworfenseins seiner Protagonisten als Existentialist zu begreifen. Es ist aber zwingend, ihn nicht alleine als Exilautor zu lesen, um sich für sein Wort zu öffnen. Diese Einsicht gilt in ähnlicher Weise auch für Autoren aus Deutschland, wie Aras Ören, Emine Sevgi Özdamar, Feridun Zaimoglu, Zafer Şenocak, Navid Kermani, Ilija Trojanow, José F. A. Oliver, Said, Terézia Mora und andere. Aber auch für Autor\*innen, wie Stephan Hermlin, die während des Faschismus ihr Land verlassen mussten und nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges aus dem Exil zurückkehrten.

In dem Kapitel »Rückkehr« aus seinem Buch *Entscheidungen* beschreibt Stephan Hermlin, wie er 1945 als einer der ersten »Rückkehrer unter den Emigranten« nach Deutschland kommt. »Länder zu wechseln ohne einen Pass zu haben, war nicht nur mir zur Gewohnheit geworden«. Dieses Kapitel lehrt viel über die Erfahrung des Exils, über die Unsicherheiten im Leben eines Menschen, dessen Staat zerfällt, und darüber, wie diese Zerstörung im Exil sein Denken vereinnahmt. Es sagt auch etwas darüber, gerade durch den Topos der Rückkehr, wie sehr die Exilerfahrung Grundbestandteil der Gründungsphase eines neuen Deutschlands gewesen ist. Selbst wenn es sich bei Hermlin um ein Beispiel aus der Gründungsphase der DDR handelt, wissen wir doch, dass es diese Exempel genauso häufig auch in der Bundesrepublik gab. So gesehen ist die Exilerfahrung, natürlich unter vielen anderen Erfahrungen, eine Verbindung zwischen den beiden Staaten, die wenige Jahre nach der Rückkehr Hermlins entstanden sind. Diese Erfahrung hätte nach der Auflösung der DDR eine Basis für ein gemeinsames Narrativ bilden können, das die Perspektive von Menschen mit Migrationszuschreibung mit einschließt. Sie könnte das immer noch. Das hätte auch Konsequenzen für die Entstehung und Wahrnehmung von Literatur. Als Hermlin von einem Grenzbeamten, der ihm Papiere ausstellen sollte, gefragt wird, was sein Beruf sei, erschreckt er: »(...) ich hatte Kohle gebrannt, meine Hände waren verdorben, ich konnte nicht mehr Geige spielen, ich war Flüchtling, ich hatte keinen Beruf. Zum ersten Mal sagte ich, ich sei Schriftsteller«. Für Hermlin ist das ein Wendepunkt, er hat das Gefühl die Unwahrheit zu sagen, auch die nächsten Male, wenn er nach seinem Beruf gefragt wird, denn er hatte damals erst wenig veröffentlicht. Dass er diese Antwort – »Schriftsteller« – gerade in diesem Augen-

blick des Grenzübertritts mit gefälschten Papieren wählt, auf dem Weg in ein zerstörtes, wie er schreibt, »umgeworfenes« Land, zeigt, wie wichtig es für Hermlin gewesen sein muss als Schriftsteller erkannt zu werden und nicht als Exilant.

Sechsendsechzig Jahre nach der Rückkehr Hermlins, also 2011, schreibt Zafer Şenocak in seinem Essayband *Deutschsein*: »Das Schreiben von literarischen Texten in deutscher Sprache war kein exotisches Unterfangen, sondern ein natürlich gewachsener Prozess. Doch ich merkte sehr bald, dass dieses Natürliche und Selbstverständliche von meiner Umgebung nicht geteilt wurde. Meine deutsche Umgebung war zu stark mit meinem Türkischsein, meinem Anderssein beschäftigt«. Şenocak skizziert in dem Essay, unter anderem, die Beobachtung, dass die Debatten um Einwanderung und Integration in Deutschland anhand von Identitätsfragen geführt werden. Fragen des »Wie« werden durch Bedingungen an ein »Wer« verdrängt. Nicht »Wer ist der andere?«, sondern »Wer muss er sein?«. Das »Wer« bezieht sich dabei auf die ethnische und religiöse Identität des anderen. Zafer Şenocak entgegnet: »Die ethnische und religiöse Identität eines Menschen kann nicht seine primäre und schon gar nicht seine einzige Identität sein«. Nach dem Grund für diesen Versuch, die Identität des anderen zu bestimmen, sucht Şenocak als der Poet, der er ist, horchend. Er stößt dabei auf ein »gebrochenes Deutsch«: »Die Deutschen sprechen ein »gebrochenes Deutsch«, wenn sie über ihre Identität, über ihr Deutschsein sprechen. Dieses gebrochene Deutsch ist eine Sprache, die nicht weniger wichtig ist als die Alltagssprache, in der man kommuniziert. Denn sie lenkt die Alltagssprache, gerade wenn das Wort an andere gerichtet wird. Eine Sprache, die nicht frei von Schamgefühlen ist. Sie bleibt am liebsten im Verborgenen. Doch die Sprache, die formal und politisch korrekt erscheint, wirkt dadurch artifiziell und bemüht. Denn sie ist von ihrem Hintergrund abgeschnitten. Das Gedächtnis der Wörter macht die eigentliche Identität einer Sprache aus«. Schritte hin zu einem Zusammenleben müssten nach Şenocak mehr hier ansetzen als an der Öffnung von Bildung und Arbeitsmarkt. Also nicht mehr »wer muss der andere sein«, sondern »wer bin ich«. Und die Suche nach dem Ich geht über die Sprache, über ein Hinhorchen zu dem Gebrochenen. Die Entwurzelung der Sprache durch eine Verlet-

zung ihrer emotionalen Kapazitäten, hier durch Krieg und Genozid. Eine Sprache, die nur noch ausnahmsweise in die beschädigte Innenwelt einkehren kann, bleibt den Liedern fern und verliert das Gedicht. Auf einem Podium zur *Literatur im Herbst. Identissimo* im November 2021 in Wien stellte Ilija Trojanow an Sharon Dodua Otoo und mich die Frage, ob es nicht doch eine Verbindung zwischen unseren Texten gebe, etwas, das sie eben doch gemeinsam haben. Womöglich habe das mit dem Polyglotten zu tun, ohne dass das bedeute, dass wir mehrsprachig schreiben. Otoo hob den Bezug zu emanzipatorischen Texten hervor, die außerhalb des hiesigen Kanons liegen. Ich denke, dass das Gemeinsame – das denn noch nicht ausreicht, um von »Migrationsliteratur« zu sprechen – mit etwas zusammenhängt, das ich »die Temperatur der Sprache« nennen möchte. Jede Sprache hat eine Temperatur, einen Wärme- und Kältegrad. Mehrsprachige Schreibende können die Temperatur der einen in die andere Sprache tragen, ohne auch nur ein Wort aus einer anderen Sprache zu verwenden.

Zafer Şenocak beschreibt seinen Weg zur deutschen Lyrik über türkische Gedichte vom mittelalterlichen Mystiker Yunus Emre hin zu den türkischen Dichtern der Moderne, wie Behçet Necatigil und Nâzım Hikmet, die ihn wiederum in den Futurismus Russlands führen, zu den Surrealisten und Symbolisten Frankreichs und schließlich zu spanischsprachigen Dichtern. Von dort aus findet er zu den deutschsprachigen Lyrikern der Vorkriegszeit, noch unbeschädigt oder anders beschädigt vom Nazideutsch, zu Rainer Maria Rilke und Stephan George. Und zu Ausnahmen im Nachkriegsdeutschland. Zu Paul Celan.

Könnte nicht das, woran sich die Realpolitik jahrzehntlang die Zähne ausgebissen hat, stets mit Kompromissen, mit vielen Rückschlägen und einigen wenigen Fortschritten, die aber immer fragil blieben – so wird etwa bei jeder Gelegenheit die Debatte um die doppelte Staatsbürgerschaft wieder entfacht –, könnte all das nicht viel ehrlicher, wirksamer und letztlich heilend dadurch geschehen, dass die Diskurse um Literatur, Migration und Identität die poetische Vertiefung annehmen, die jene Autorinnen und Autoren anbieten – jene, auf die sich Debatten reduzierend beziehen und andere, die sie gänzlich übersehen.

Immer schon gab es Texte, die sich vehement gegen die Kategorisierung-

gen gewehrt haben, dass diese aber häufig in einen Zwischenraum fallen, zwischen Individualität und zurückgewiesener Identifikationssucht mag dazu führen, dass sie leicht übersehen werden. Beispiele hierfür könnten die Lyrik von Thien Tran, der leider früh verstorben ist, Zehra Çırak oder Lütfiye Güzel sein – wobei natürlich die Gattung der Lyrik in unserer Zeit per se dazu tendiert, marginalisiert zu werden. Dennoch kann wohl gesagt werden, dass eine Literatur, die sich den Kategorien entzieht, für die Rezeption schwerer zu fassen ist – dabei hat gerade sie ein großes Erneuerungspotential.

Indes existiert auch eine repräsentationspolitische Dimension von Identität. Hier wurde eine Kategorisierung notwendig, um deutlich zu machen, dass etwa schwarze Personen oder asiatische Deutsche in den Verlagsprogrammen und auf deutschen Bühnen unterrepräsentiert waren. Dass das kleine Off-Theater in Berlin-Kreuzberg, das Ballhaus Naunynstraße, das Label »junges postmigrantisches Theater« setzte – und in der Lage war eine Form für die auf den Bühnen bis dahin unerzählten Geschichten der Migration zu finden – beeinflusste massiv den gesamten deutschsprachigen Theaterdiskurs der letzten anderthalb Dekaden. Zusammen mit anderen internationalen Debattensträngen um Rassismus, Queerness und Dekolonialisierung hat das die Kulturproduktion insgesamt nicht unberührt gelassen – ob dies zu einer wirklichen Veränderung der Repräsentationspolitik in der Kulturproduktion führt, wird sich erst in den kommenden Dekaden zeigen. Denn entscheidend ist nicht, wer kurz aufscheinen durfte, damit sich Verlage und Theater zeitgemäß darstellen können, sondern wer bleiben darf, also institutionell verankert wird, und dadurch Sprache, Wahrnehmung und Perspektiven im deutschsprachigen Kulturraum nachhaltig mitbestimmt.

So entsteht ein Konflikt in der Kategorie Identität zwischen produktionsseitigen Repräsentationsansprüchen und rezeptionsseitigen Einordnungen. Ein Konflikt, der sich vorerst nicht auflösen lässt und deshalb ausgehalten werden muss. Er kann aber sanfter werden, indem die Ästhetik der Werke in den Vordergrund tritt. Den Autorinnen und Autoren, die nach einem mehrere Generationen andauernden Kampf um Repräsentation nun manchmal endlich gehört werden, gilt es nicht nur als Repräsentanten, son-

dern vor allem als Künstlern Gehör zu schenken – nur dann können ihre Beiträge ihre kulturwandelnde Wirkung entfalten.

Welchen Einfluss diese individuelle Arbeit an der eigenen Schreibsprache schließlich auf die »emotionalen Kapazitäten« der deutschen Sprache insgesamt hat, ist indes eine andere Frage. Wenn es in der Rezeption von Emine Sevgi Özdamars gerade erschienenen Roman *Ein von Schatten begrenzter Raum* etwa heißt, dass die »Gefühlsunmittelbarkeit« dieses Textes über Kategorien wie Autofiktion und Postmigration hinausgeht (Marie Schmidt in der *Süddeutschen Zeitung*), entspricht das diesem Ansatz.

Vielleicht entwirft Özdamar eine Muttersprache, die »Gefühlsunmittelbarkeit« einschließt. Jeder Autor entwirft sich eine Muttersprache. Letztlich bekommt niemand seine Muttersprache in die Wiege gelegt. Sie muss stets entworfen werden. Wir entwerfen sie, indem wir uns selbst in die Welt begeben. Diese entworfene Muttersprache ist der Boden aller Sprachen, die wir lernen. Aller Verse, die wir schreiben. Von hier ist jede Reise möglich. Beckett, der erst auf Englisch schrieb und später auf Französisch, hat seine Sprache gewechselt, nicht aber seine selbst entworfene Muttersprache. Auch das Übersetzen heißt nicht das Übertragen von einer Sprache in die andere, sondern das Suchen der Muttersprache des Schriftstellers in einer anderen Sprache. Der Sinn einer Äußerung, lässt sich in Anlehnung an Walter Benjamin sagen, ergibt sich erst im Raum zwischen den (beiden) Sprachen. Der Entwurf der Muttersprache ist nicht frei von Gewalt. So wie auch der Entwurf des Selbst Wunden hinterlässt.

Elias Canetti musste seine Zunge retten. Vaterlos zwischen den Ländern mit einer ungeduldigen Mutter, die ihm in wenigen Wochen aus den Zwängen der Umstände heraus das Deutsch in den Mund schneidet. Gerettet ist die Zunge aber nicht, weil Elias Canetti Deutsch lernt. Sondern weil er, ein dem Versehrt-werden Ausgesetzter, es schafft, sich in seiner Muttersprache zu entwerfen. Lange spricht er ja gar nicht. Paul Celan dichtete nicht in der Sprache der Mörder, er überwand sie. Er öffnete das Wort in die Möglichkeit der Begegnung. Die Anfeindungen, die er erdulden musste, etwa 1952 in Niendorf an der Ostsee, wo er vor der Gruppe 47 las – mit »Singsang aus der Synagoge« habe man seine Todesfuge kommentiert, so schreibt der Autor Gernot Wolfram in seinem Celan-Essay –, auch diese

Anfeindungen zeigten, wie sehr die erschaffene Muttersprache gehütet und behütet werden muss. Aus dieser sprachlich radikalen Ehrlichkeit heraus (nicht in der Sprache selbst) müsste das neue gemeinsame Leben formuliert werden.

Franz Kafkas Mehrsprachigkeit hat sich nicht unmittelbar auf seine Prosa übertragen. Und doch ist Josef K.s Ringen um den Prozess auch ein Ringen um die Sprache. Bis zum Tag seines Todes an seinem einunddreißigsten Geburtstag bleibt K. der argumentativen Beweisführung verhaftet. Es gibt wenige Ausnahmen: Den Anruf Lenis in seinem Büro, nachdem er schon mit ihr abgeschlossen hatte – ihre Stimme kommt für ihn aus einer Welt, von der er sich bereits verabschiedet. Oder das Gespräch mit dem Geistlichen im Türhüter-Kapitel, wo K. für einen Augenblick Vertrauen fasst. Der Geistliche duzt K. sogar wie ein freundschaftlicher Lehrer. Erst am Ende des Prozesses, in seinen letzten Minuten ist K. fähig, seine Beweisführungen abubrechen und seine Sprache öffnet sich – ihm selbst und auch dem Ende.

Lesen heißt auch, die Muttersprache der Dichter aufnehmen und nach den Sprachmüttern suchen. Ohne diese verweisen die Dichterinnen. Und die Rezipienten lesen sie nur noch als Informanten auf. Das ist ein Missverständnis, denn das Erbe des verwaisten Dichters bleibt in seinen Zeilen, er hat nur wenige Informationen zu bieten.

## Ort und Perspektive

Von Stefan Gmünder

Vielleicht hat Ernst Bloch recht, und Heimat ist kein Ort, sondern eine Perspektive. Ich bin in einer kleinen Stadt im Westen der Schweiz aufgewachsen, durch die ein Fluss fließt. Als Kind stand ich oft an dessen Ufer und schickte segellose Holzscheite auf die Fahrt ins Ungewisse. Das andere Ufer war unendlich weit weg, fast gleich weit weg wie Österreich, wobei ich mein Wissen über das Land im Osten vor allem aus Schirennen, besonders

Abfahrten, bezog. Es schien ein Land zu sein, das, wenn es bergab geht, unschlagbar sein will. Wie die Schweiz, das war mir trotz aller Konkurrenz sympathisch, als 14-jähriger erweiterte sich dann mein Österreich-Bild, als ich bei einer Kapelle am Rand der Stadt auf eine Grabtafel mit einer kurzen Inschrift stieß: Charles Sealsfield, 1793 bis 1864: Bürger von Nordamerika. Nordamerika? Ich ging in die Bibliothek. Mit richtigem Namen hieß dieser Sealsfield also Carl Anton Postl. Ein Österreicher, ein Flüchtling und Whistleblower, der zunächst Geistlicher war, dann aber in Konflikt mit seinem Gewissen und dem Gesetz geriet, die Kutte ablegte und nach Amerika ging, wo er Romane verfasste - und Spottschriften, die er zurück nach Hause schickte. Was mich jedoch am meisten interessierte: Sealsfield hatte auch einen Indianerroman geschrieben: *Häuptling Tokeah und die weiße Rose*.

*Häuptling Tokeah* wurde 1828 publiziert, im selben Jahr war auch Sealsfields Pamphlet *Austria as it is* erschienen, das mit dem auf Korruption, Zensur und Desinformation aufgebauten System des Staatskanzlers Metternich abrechnet. Ich dachte, die Bücher müssten zusammenhängen und las beide. Verstanden habe ich sie nicht. Und trotzdem hat mich der Österreicher Charles Sealsfield, der nach Amerika floh, dann auf den alten Kontinent zurückkehrte und in der Schweiz starb, zum Leser gemacht. Weil ich spürte, dass es Orte waren, die seine Literatur bestimmen. Orte an denen er war, oder zu denen er noch hinwollte. Orte, an denen er glücklich war. Orte, die ihm zu eng geworden waren. Orte, die er sich selbst eroberte. Orte, in denen er sich schuldig machte. Und Orte, das musste ich feststellen, als ich mit 19 inspiriert von Wim Wenders nach Paris in Texas fuhr, sind in der Kunst immer auch Nicht-Orte, Möglichkeitsräume, also Utopien, die sich zuweilen in Alpträume verwandeln. »Weiß nicht mehr, wo ich bin, wer ich bin, was ich bin«, sagt einer der vielen Gestrandeten in Sealsfields letztem Roman *Süden und Norden*. Es ist ein amerikakritisches Buch, weil dessen Autor seinen Traum, dass im Westen eine neue, einigende Demokratie entstehen könnte, durch Raffgier, Geldwirtschaft und den Raubbau an der Natur verraten sah. *Süden und Norden* ist ein Roman der Entzauberung, der das stahlharte Gehäuse einer unbarmherzigen Ökonomie beschreibt, in das die Welt eingeschlossen ist. Doch die Art, wie Sealsfield die Farben

der Landschaft, den Duft der Wiesen, das Gewimmel von Frauen, Männern und sozialen Schichten beschreibt, widerlegt gleichzeitig diese Diagnose. Es ist eine ungeheure Fülle, keine Knappheit, in diesem Buch, das von einer spröden Glückserwartung durchzogen ist, die, obgleich im Lauf der Jahre Lügen gestraft, unter Zittern und Beben weiterlebt.

In ihren besten Momenten, darauf hat der Germanist Claudio Magris hingewiesen, spricht Literatur immer von Utopie und Entzauberung zugleich. Don Quijote ist groß, weil er entgegen aller Tatsachen glaubt, dass eine Schlüssel ein Helm sei und die grobe Aldonza eine bezaubernde Dulcinea. Hätte er nicht Sancho Pansa an seiner Seite wäre der Don allerdings gefährlich, weil seine Utopie die Wirklichkeit mit einem Traum verwechselt und so der Realität Gewalt antut. Der Don braucht Sancho, nicht nur weil dieser den Wahn durchschaut, sondern weil Sancho begreift, dass die Welt weder wahr noch vollkommen wäre, wenn man in ihr nicht den Zauberhelm und strahlende Schönheit sucht. Dasselbe gilt in anderer Ausprägung auch für Wolfram von Eschenbachs ebenfalls in Fiktionen verrannten Parzival, der durch den Einsiedler Trevrizent um die Entdeckung reicher werden muss, dass es nicht die ritterliche Regel, sondern eine Frage ist, die ihm beim verletzten Gralskönig den Gral einbringt. Sie lautet: Onkel, was fehlt euch? Es ist eine Frage des Mitleids. Und eine Frage unter Verwandten. Verwandt nicht nur im biologischen Sinn, sondern, wie Adolf Muschg sagt, verwandt mit jeglicher Kreatur, verwandt mit allem, was in der Welt anders ist und sich dem Raster richtig/falsch, schwarz/weiß, gut/böse entzieht.

Glaubt man der Literatur, dann sollten in Krisen- und Umbruchszeiten, in Zeiten der Inflation von Katastrophenerwartungen, in Zeiten der Angst, Ungewissheit und gesellschaftlichen Spaltung Utopie und Entzauberung Hand in Hand gehen. Sancho und der Don, Trevrizent und Parzival brauchen einander. Gerade weil sie unterschiedlich sind, gerade weil sie mit einer Vergangenheit konfrontiert sind, die nicht zurückkommt und mit einer Zukunft, die nicht absehbar ist. Endgültige Rezepte für solche Situationen gibt es weder im Leben noch in der Literatur, man kann nur gemeinsam nach ihnen suchen. Utopie und Entzauberung stützen sich daher nicht nur, sie nützen sich durch wechselseitiges Berichtigten auch. In diesem Sinn habe ich Kritik nie als Richtspruch verstanden, sondern als einen Versuch,

als Prozess der Annäherung, der begründeten Wertung und als eine von mehreren möglichen Sichtweisen, die hinterfragbar und ihrerseits kritisierbar zu bleiben haben. Kritik, die ihren Namen verdiene, sagt Foucault, habe mit »allen Blitzen der Gewitter des Denkbaren« geladen zu sein. Er bezog sich dabei nicht nur auf die Kunst, sondern auch auf den gesellschaftlichen Diskurs. Aber das ist jetzt ein anderes Thema.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit. Ich danke der Jury und diesem Land, in dem ich seit 30 Jahren lebe, es gewährte mir Gastfreundschaft, eröffnete mir Möglichkeiten und ein neues Leben. Ich danke meinen Freunden und Verwandten und meine damit die Schwestern und Brüder im Geiste, ohne deren Hilfe und Geduld ich heute nicht hier wäre. Ich danke Paul Nizon, der einmal in einem Interview sagte, sein Wunsch wäre, dass sich seine Texte im Leser öffnen wie japanische Papierblumen im Wasser. Und ich danke Dante Andrea Franzetti, dessen Erzählen dem Leben diene, auch dem Leben der Toten, dem Leben der Schatten. Ich bin heute etwas lästig mit Zitaten, möchte aber trotzdem mit einem Gedicht von Gerhard Meier enden, auf den Peter Handke als einer der ersten hingewiesen hat. Gerhard Meier arbeitete 30 Jahre in einer Fabrik, bevor er den Beruf des Schriftstellers wählte, einen Beruf also, in dem man – wie als Kritiker – ein Leben lang Anfänger bleibt. Das Gedicht heißt *Einem Kind*:

Wirst dir einige Figuren zulegen  
Hans im Glück  
zum Beispiel  
Mann im Mond  
St. Nikolaus  
zum Beispiel  
und lernen  
dass die Stunde sechzig Minuten hat  
kurze und lange  
dass zwei mal zwei vier ist  
und vier viel oder wenig  
dass schön hässlich  
und hässlich

schön ist  
und  
dass historisches Gelände  
etwas an sich hat

Zuweilen  
sommers oder so  
begegnet dir in einem Duft von Blumen  
einiges dessen  
was man Leben nennt  
Und du stellst fest  
Dass  
was du feststellst  
etwas an sich hat

## Abkühlung und Parataxe

Von Gerrit Confurius

Literarische Sprache muss das Kunststück vollbringen, den Anschluss an den Common-Sense zu suchen und gleichzeitig dessen Gemeinplätze zu unterlaufen und Deutungszwänge bloßzustellen. Nun soll auch noch die Möglichkeit der Literatur zum Zuge kommen, Sprache gegen die Aufladung mit Sinn überhaupt zu wappnen. Dass die Verteidigung dieser Fähigkeit selbst in der Literaturwissenschaft mit Widerstand rechnen muss, hat sich am Beispiel von Konrad Bayer gezeigt, der mit einer Lesung vor Mitgliedern der Gruppe 47 diese konsternierte, und auf exemplarische Weise bei Friedrich Hölderlin, dessen sinnabweisende Modi der Sprachbehandlung hartnäckig als untrügliches Zeichen des Wahnsinns gedeutet wurden.

Man wird wohl kaum einen Text finden, der sich konsequenter gegen die Sinnaufladung der Wortfolgen und den fixierenden und hegemonialen

Zugriff der Narrative sperrt als Konrad Bayers *der kopf des vitus bering*. Bei Berings Expedition handelt es sich, wie Reiner Niehoff betont, um die dokumentarisch magerste Reise, die sich finden lässt. Selbst sein erster Offizier berichtet nur, Bering habe während der gesamten Reise krank darnieder gelegen. Schon durch die Wahl dieses Stoffes umgeht Bayer »die Illusion einer präexistenten geschlossenen Erzählung, die doch nur Effekte einer Selektion ›bedeutsamer‹ Elemente oder Ereignisse aus einem inkohärenten Pool von Begebenheiten, Beobachtungen, rhetorischen Strategien und literarischen Motiven« sein kann. Indem er die Unterscheidung zwischen bedeutenden und unbedeutenden Informationen aufgibt, »quert sein Text immer wieder die Erwartungen, die jedem Detail und Bruchstück für gewöhnlich seinen hermeneutischen Drive geben«. Jede Polexpedition, jeder Reisebericht, wie auch jeder Kriminalroman spielt mit dem Effekt der Spannung auf den Schluss, auf den alles zuläuft, »an dem das Geheimnis aufgedeckt, die letzte Tür geöffnet, man dem Bösen gegenüberstehen wird. Sie sind heiß auf das Ende, das Verheißung ist«. Im Unterschied zum letztlich immer entzifferbaren Geheimnis des Kriminalromans richtet sich das Begehren der Polromane auf das Unmögliche, auf die Eroberung des Pols. Normalerweise wird das Ende verzögert, auf kleiner Flamme heißgekocht, und bei Jules Verne erweist sich der Pol überhaupt als heißer Vulkan. Die Aufheizung derartiger Reiseberichte bleibt bei Bayer aus. Sein Text bleibt eiskalt.

Die Pol-Suche wird normalerweise als Überschreitung verstanden. Die Erzählungen formulieren einen Schuldzusammenhang von theoretischer Neugier, Hybris und Strafe. Einzig Bayer vermeidet Bilderräusche und narrative Hitze. Für ihn kam es darauf an, das Kopffinnere seines Vitus Bering von Bedeutung freizuhalten.

»Hinzukommt, dass Bayer die einzelnen Abschnitte seines Textes (fast) jeder Poetizität entkleidet; sie stehen einsam im arktischen Dunkel und frieren jämmerlich. Stilistisch erinnern sie an schlechte Schülerübersetzungen aus dem Lateinischen. So werden sekundäre Texte (die der ›Index‹ ausweist), von einem virtuellen Tertianer zu poetischen Objekten quaritären Ranges ausgenüchert. Tatsächlich immunisieren sich die Einzelabschnitte derart nachhaltig, daß eine Beziehung – logischer, diskursiver

oder ästhetischer Art – nicht mehr ernsthaft zwischen ihnen herzustellen ist, semiotische Schollen gewissermaßen. Sie hören auf, für die innere Logik des Textes, den sie bilden, irgend repräsentativ zu sein. Sie kühlen nur – von Motiv zu Motiv und von Topos zu Topos – die Tradition aus, der sie entspringen.« Der in keinem dieser Reiseberichte fehlende Vorhang ist hier »kein Dantescher Schleier vor der finalen Strafe, kein transparenter Schuldmantel, sondern ein theatrales Metazeichen«.

Schilderungen von Expeditionen zum Pol oder auf der Suche nach einer eisfreien Nord-Passage sind seemännische und stets auch charakterliche Bewährungsproben, der Entdeckungsweg Berings ist der einer Initiation, was durch den Verweis auf die *Chymische Hochzeit des Christiani Rosencreutz* von Johann Valentin Andreae und den auf den schamanistischen Bärenkult der sibirischen Stämme, deren Gebiete Bering passiert, unterstrichen wird. Die Epilepsie Berings, entsprechend der damaligen Anschauung als göttliche Gnade angesehen, ist Beweis dafür, dass er vom Bären besessen in Ekstase gerät. »Es ist der Bär, der im Schamanismus den Körper des Menschen zerreißt, auf dass dessen Glieder neu zusammengesetzt und durch Drähte verbunden den Himmelsreisenden kreieren«. Am Ende ist Bering wirklich in einen Bären verwandelt, und, wie es die Ekstatische Euphorie verlangt, um den gesunden Menschenverstand gebracht und zu einer kosmologischen Jenseitsreise aufgebrochen. Der Mystifizierung entzieht die Syntax wie die Semantik den Boden. Auch die Sinnzusammenhänge sind zerrissen und wie durch Drähte falsch wieder zusammengeflochten. Unter der Überschrift »vitus bering ist sein eigener herr« heißt es: »vitus bering zog – weil es bitterkalt war – einen dicken handschuh über, dann meinte er, ihm sei eine bärentatze gewachsen, und kam von sinnen.« Der Passus, in dem sich die Verwandlung Berings in einen Bären vollzieht, die Erlangung der Souveränität desjenigen, der in den Kämpfen im Jenseits die Welt zu retten imstande ist, erweist sich als epileptischer Anfall, in dessen Verlauf Bering ohne jegliche Kontrolle vollständig den nervlichen Konvulsionen seines Körpers ausgeliefert ist und jeglicher Souveränität der Lebensbewältigung verlustig geht. Niehoff kommentiert: »Berings Epilepsie ist Berings Souveränität. Eine Souveränität, die aus nichts besteht als aus der Leere, die sich durch die Entmächtigung aufzutut. Und die nichts Aufrecht-Heroisches

hat: Sie ist eine vollständige Verkrampfung.« Die Kennzeichnung als Verkrampfung gilt auch den Narrativen, die sich unweigerlich an die Personen und Ereignisse einer solchen Reise heften.

Die sprachliche Abkühlung steht in einer Tradition der Aushöhlung der sich in Sprache manifestierenden Sinnzusammenhänge durch Sprache selbst. Eine vergleichbare poetische Strategie finden wir bei Hölderlin. Dessen »ästhetische Handstreich« hat Adorno geschildert in kritischer Auseinandersetzung mit Heideggers Versuch der Ehrenrettung des vor allem im Spätwerk geistiger Umnachtung verdächtigten Dichters in einem »Jargon der Eigentlichkeit«. Adornos Kritik richtet sich gegen das Missverständnis von Hölderlins Konstruktionen als Aussagen und als Verherrlichung der einfachen Verhältnisse. Die »frugalen Sitten auf der Insel Patmos« werden nicht suggestiv verherrlicht, als wäre der unter maßloser Mühsal getätigte archaische Ackerbau ein Aspekt des Seins selbst. Hölderlin verweigerte sich gerade der restaurativen Propaganda für die »Pracht des Schlichten«. Adorno zufolge verging sich Hölderlin dabei sogar an Tabus des Idealismus, indem er die von Anschaulichkeit übertünchte Abstraktheit dekuvierte.

»Hölderlin hat die Ideale, die man ihn lehrte, tatsächlich geglaubt, als autoritätsfrommer Protestant zur Maxime verinnerlicht. Danach mußte er erfahren, daß die Welt anders ist als die Normen, die sie ihm einpflanzte. Der Gehorsam gegen diese trieb ihn in den Konflikt, machte ihn zum Anhänger Rousseaus und der Französischen Revolution, am Ende zum nichtkonformierenden Opfer, stellvertretend für die Dialektik der Verinnerlichung im bürgerlichen Zeitalter. Die Sublimierung primärer Fügsamkeit aber zur Autonomie ist jene oberste Passivität, die ihr formales Korrelat in der Technik des Reihens fand. Die Instanz, der Hölderlin nun sich fügt, ist die Sprache. Losgelassen, freigesetzt, erscheint sie nach dem Maß subjektiver Intention parataktisch zerrüttet.«

Walter Benjamin hatte bereits in diesem Sinn auf Hölderlin Bezug genommen, mit seiner Bestimmung der Blödigkeit als Haltung des Dichters: »In die Mitte des Lebens versetzt bleibt ihm nichts als das reglose Dasein, die völlige Passivität, die das Wesen des Mutigen« sei. Hölderlin selbst befand die logische Stellung der Satzperioden, »wo dem Grunde das Werden

[...], dem Werden das Ziel, dem Ziele der Zweck folgt, und die Nebensätze immer nur hinten angehängt sind an die Hauptsätze, worauf sie sich zunächst beziehen [...] dem Dichter gewiss nur höchst selten brauchbar«. »Der Logik dicht geschlossener und notwendig ins Nächste mündender Perioden eignet eben jenes Zwanghafte, Gewalttätige, von dem die Dichtung heilen will [...] Sprachliche Synthesis widerspricht dem, was er zum Sprechen bringen will, und wird von seiner Dichtung unmissverständlich negiert.«

Die Kunstmittel der Inversion der Periode und der parataktischen Auflehnung wider die Synthesis haben zwar ihre Grenze im synthetisierenden Wesen von Sprache überhaupt. Angestrebt ist aber eine Synthesis anderer Art, vom Typus sprachkritischer Selbstreflexion so, dass die Einheit anzeigt, »sie wisse sich als nicht abschlußhaft«. Der wegen dieser ausbleibenden Einlösung vorhaltende Vorrang der Sprache korrigiert den Vorrang des Subjekts als Organ der Synthesis. »Mit dem gesetzgebenden Subjekt wird dessen Intention, der Primat des Sinnes, an die Sprache zediert.«

Fragmentierungen dienen als »kunstvolle Störungen, welche der logischen Hierarchie subordinierender Syntax ausweichen«. Die Lakonie Beckett'scher Protokollsätze scheint hier vorweggenommen. »Unwiderstehlich zieht es Hölderlin zu solchen Bildungen. Musikhaft ist die Verwandlung der Sprache in eine Reihung, deren Elemente anders sich verknüpfen als im Urteil.«

Himmliche wie weltliche Fürsten, antike wie zeitgenössische sehen sich, gleichsam abstürzend aus ihren alten Ordnungen, aneinandergereiht. Einzelne Wörter ragen grammatisch deplatziert aus den Strophen heraus. Ein abgesprengtes »Diesmal«, ein voraussetzungsloses »Nämlich«, ein »Oder« oder ein »Denn« am Anfang spotten dem gedanklichen Fortgang und verschaffen der Form Vorrang über den Inhalt. Schließlich werden Begriffe in Benjamins Bezeichnung »trigonometrisch aufgerichtet«, zu Namen. Eine Nähe zum parataktischen Verfahren haben auch die plötzlichen Korrespondenzen antiker und moderner Schauplätze und Figuren.

An solchen stilistischen Merkmalen wollten Kommentatoren aller Zeiten, indem sie sie als Symptome deuteten, die geistige Zerrüttung des Dichters ablesen. Die Neigung, Zeiten durcheinanderzuschütteln, Entle-

genes und Heterogenes miteinander zu verbinden, werteten sie als untrügliche Anzeichen für Gedankenflucht oder die Bereitschaft mancher Schizophrenen, ein jegliches Reales als Zeichen für Verborgenes anzusehen und mit unwiderlegbarer Bedeutung aufzuladen. In den Augen Benjamins aber tritt darin Hölderlins intentionlose Sprache als »nackter Fels« hinter dem Schleier der Syntax ans Licht. Auch für Adorno ist das Parataktische nicht Ausdruck des Wahnsinns, sondern in seinen Augen habe Dichtung solche »harten Fügungen« der Zone des Wahnsinns abgerungen. »Nie ist erhabener dem Obskurantismus sein Bescheid geworden. Heißt aber der Genius in ›Blödigkeit‹ ›bar‹, so ist das jenes Nackte und Ungerüstete, das ihn vom herrschenden Geist unterscheidet. Es ist die Hölderlinsche Signatur des Dichters ›Drum, so wandle nun wehrlos/ Fort durchs Leben und fürchte nichts!«

Aus: Gerrit Confurius: *Die Krise als eine schöne Kunst betrachtet*.  
Sonderzahl Verlag, Wien 2020.

## Der Dreck

Von Daniel Wisser

Heidi Pataki hat einmal zu mir gesagt: »Die Boulevardzeitungen sind der wahre Dreck in diesem Land.« Die jüngsten Enthüllungen von Thomas Schrems, die Einblick in die Mechanismen des österreichischen Boulevards geben, sind wieder Anlass für Diskussionen. Gebraucht hat sie niemand, denn jeder weiß, was in den großen Medienhäusern passiert.

Ich musste laut auflachen beim Anschauen von Sabine Derflingers Dohnal-Film, als ich hörte, wie dort Richard Nimmerrichter in einem Club 2 sagt, seine Zeitung verdiene sich ihr Geld selbst. Heute, wo die *Kronen Zeitung* die Zeitung mit den höchsten staatlichen Förderungen der

Welt ist, während sie aus ihrem Verkauf nur ca. fünf Prozent der Einnahmen erzielt, zeigt sich, was für ein Monster hier geschaffen wurde. Und die Politik hat an der Erschaffung des Monsters einen wesentlichen Anteil.

Geschaffen und am Leben gehalten wird dieses Monster durch Angst. Die Politiker fürchten diese Zeitung; sie erkennen in ihr nicht die vierte Gewalt, sondern die erste und einzige Gewalt in unserem Land, die (siehe Christian Kern) auch schon mal einen Bundeskanzler aus dem Amt schreiben kann. Mit ihrer Furcht vor dem Monster gehen Politiker verschieden um: Die einen wollen in den Besitz oder zumindest einen Teilbesitz der *Krone* kommen, wie Strache es ja im Ibiza-Video immer wieder zum Ausdruck bringt. Andere versuchen, das Monster zu ihrem Freund zu machen, wobei sie den Geldhahn immer weiter aufdrehen, andererseits aber im Sinne von Geschäft und Gegengeschäft dafür auch den Abdruck ihrer Werbung fordern. Das tun Sebastian Kurz und Gerald Fleischmann. Und so ist die *Kronen Zeitung* eine Informationsbrachfläche geworden, die aus Werbung besteht, die als solche ausgezeichnet wird, und aus Werbung, die als rührselig-populistischer Stammtischjournalismus in Kindersprache getarnt ist.

Wieder andere versuchen einen konfliktfreien und pragmatischen Weg und unterwerfen sich der Macht der *Krone* nur so weit es nötig ist, wie etwa Franz Vranitzky, der das monatliche Treffen mit Herausgeber Hans Dichand (im Café des Hotel Bristol, glaube ich) immer wahrgenommen hat. Als österreichischer Staatsbürger betrachte ich den Bundeskanzler aber als meinen Angestellten, der von meinem Steuergeld bezahlt wird. Er ist niemandem berichtspflichtig als dem österreichischen Volk. Und er ist auch zu keinen Schutzgeldabgaben verpflichtet, die aus meinem Steuergeld bezahlt werden. Das sind die Methoden von Clans und der Mafia. Es gab auch, wie Thomas Schrems erzählt, unter Hans Dichand das ungeschriebene Gesetz, dass sich jeder österreichische Minister nach seinem Antritt bei der *Kronen Zeitung* vorstellen kommen musste. Man sieht mit welcher Dreistigkeit hier die Politik vor sich hergetrieben wird.

Betrogen wird dabei immer der Souverän: die Wählerinnen und Wähler. Und damit die Demokratie. Wir wollen nicht, dass unsere Regierung mit der vierten Gewalt Kooperationen eingeht. Journalismus sollte Politik aus

einer bestimmten Distanz kritisieren und daher eben nicht mit ihr kooperieren. Wir wollen auch nicht Steuergelder bezahlen, um eine Zeitung zu subventionieren, deren Wert wie bei einer Aktie in einer Blase viel zu hoch gehandelt wird.

Es trifft dasselbe übrigens nicht nur auf die *Kronen Zeitung*, sondern auf alle Boulevardzeitungen zu und den derzeitigen Spin, sich gegen Fellners *Österreich* zu wenden, um *Krone* und *heute* zu verteidigen, halte ich für Bigotterie. Ja, es haben manche dieser Zeitungen (meistens Lokalteile) hin und wieder gute Kulturberichte, aber auf Seite 3 der *Krone* wurde das Werk der österreichischen Nobelpreisträgerin Jelinek als »Dreck« bezeichnet. Ja, manche Boulevardzeitung hat eine oder einen guten und geistreichen politischen Kommentator. Mehr als ein Feigenblatt sind diese AutorInnen aber nicht, denn wenn Wahlen anstehen, wird von den Boulevardzeitungen Politik nicht kommentiert, sondern Politik gemacht.

Alle Boulevardzeitungen bringen in Wahlkämpfen nicht nur Wahlempfehlungen, sie machen Wahlwerbung. So z. B. im Präsidentschaftswahlkampf 2016. Ich zitiere die *Kronen Zeitung* vom 6. April 2016:

*Lieber BP-Kandidat Norbert Hofer,  
fraglos sind Sie die televisionäre Überraschung des gegenwärtigen Wahlkamps um die Hofburg!  
Eloquent, gelassen, leise, souverän, schlagfertig und trotzdem blau.  
Na ja, hellblau.  
Und das Beste daran: Das linke Lager wird darob zusehends nervös,  
hypernervös.  
Zum Beispiel Hans Rauscher, die Speerspitze des rosa getarnten Dunkelrot-Journals »Standard« gegen Blau.  
Die Stoßrichtung des Angriffs auf den Kandidaten ist klar: Der deutschnationale Hofer von 1815 geht nicht als österreichischer BP.  
Weiter so, Herr Hofer, weiter so!  
Michael Jeannée*

Und es geht immer weiter so. Wer also wird sich wundern, dass Thomas Schrems vom Sumpf systemischer Korruption berichtet? Wer wird

sich wundern, dass die Liste Kurz alles tat, tut und tun wird, um sich diesen Medien anzudienen. Das begann schon damit, dass man wusste, dass Christian Kerns Staatssekretär Thomas Drozda den Entwurf für ein Medienförderungsgesetz in der Tasche hatte, das genau das vorhatte, was demokratiepolitisch höchstes Gebot ist: Die undemokratischen Umtriebe der systemischen Korruption durch gesetzliche Kontrolle einzudämmen und die Chancengleichheit und fairen Wettbewerb unter den österreichischen Medien zu gewährleisten.

Der traditionelle Hass auf die Sozialdemokratie, der in der *Kronen Zeitung* seit dem Ausschluss von Franz Olah (der Dichand bei der Gründung der *Kronen Zeitung* geholfen hatte) aus der SPÖ ohnehin Grundton ist, tat das Seinige dazu. Kern musste weg und Kurz musste her! Das war das erste Mal, dass der Boulevard Mithilfe bei einem Staatsstreich leistete, einem Machtwechsel, wie er Jörg Haider, dem Liebling der *Kronen Zeitung*, niemals gelungen war.

Schrems selbst sagt, dass er nicht nur die *Krone* meint, sondern dass es dabei um die Medien in diesem Land geht. Ich würde hinzufügen, dass es um die Demokratie in diesem Land geht. Wir müssen uns als Demokraten, Staatsbürger und Steuerzahler gegen Betrug und Mafia-Methoden so gut wehren, wie es möglich ist. Ich möchte nicht, dass die Bundesregierung mit meinem Steuergeld Inserate in Boulevardzeitungen schaltet. Und ich finde, dass zumindest eine rigide Deckelung der Ausgaben gesetzlich vorgegeben werden müsste. Wenn nicht überhaupt ein vollständiges Inserierverbot für öffentliche Stellen die bessere Lösung wäre. Damit hätten wir im Jahr zweistellige Millionenbeträge eingespart, die wir für die Ankurbelung des Arbeitsmarkts, die Senkung der Arbeitslosigkeit und die Stützung von Kleinbetrieben notwendig brauchen.

Aus: Daniel Wisser: *Tausend kleine Traurigkeiten*.  
bahoe books, Wien 2022.

## VORABDRUCK I

### Frau Selbstbewusst

Von Monika Helfer

#### I

Ich sah sie und erkannte sie nicht gleich. Sie hatte sich sehr verändert. So gut wie in allem. Sie war mit mir zur Schule gegangen, ein schüchternes Mädchen aus kleinen Verhältnissen. »Schüchternes Ding«, hatte sie der Lehrer genannt. »Steh auf, schüchternes Ding!« »Komm heraus, schüchternes Ding!«

Oft sind es die, von denen man nichts hält, die sind es dann.

Sie stand vor mir und sah mich an, ich kam mir schäbig vor. Ich meine, im Vergleich zu Karin Horvat. So hieß sie immer noch. Wenn man mit dreißig immer noch den Mädchennamen trägt, hat man es entweder nicht geschafft, oder man hat es geschafft. Sie hatte. Sie trug ein Chanel-Kostüm, das wusste ich, weil ich mich mit Design auskenne. Sie war sorgfältig geschminkt. Alles an ihr sah edel aus. Ich dagegen, in meinem selbstgenähten Kleid und den gefütterten Stiefeln, ich entschuldigte mich. Wofür eigentlich! Sagte, habe leider keine Zeit, muss meine Kinder abholen.

»Hast also Kinder«, sagte sie. »Du wolltest doch immer Schriftstellerin werden.«

»Das schließt sich nicht aus«, sagte ich. »Geht beides.« Was natürlich nicht hundertprozentig stimmte. Ich hatte vier Kinder und hätte am Abend Zeit zum Schreiben gehabt, da war ich aber fast immer zu erschöpft. Theoretisch war ich Schriftstellerin, das schon.

»Vier Kinder!«, sagte sie. »Ist ja eine Menge. Und dein Mann? Was macht der?«

»Schriftsteller«, sagte ich. »Wir sind beide freiberuflich tätig.«

»Freiberuflich tätig. Also Unternehmer seid ihr. Ich wäre gern Unterneh-

merin. Über sich keinen Herrn zu haben, muss ein gutes Gefühl sein. Habe es selber nur bis zur leitenden Angestellten gebracht. Und könnt ihr vom Schreiben leben?«

»Sonst wäre ich nicht da und tot.«

»Und tot.«

Ich ärgerte mich. Sollte ich mich erklären? Sollte ich erzählen, dass wir uns durchgerungen hatten, ohne Arbeitgeber zu leben, ohne fixes Einkommen? So, von der Hand in den Mund? Was für ein blödes Bild! Dass mein Mann sich die Schreibarbeit nicht aussuchen konnte, wenn wieder einmal Schulanfang war und eingekauft werden musste. Alle größeren Ausgaben wurden zum Problem. Dass er Sachen unter Pseudonym schrieb. Scheißdreck, wie er sagte und sich dafür hasste. Ich wollte mich nicht erklären. Wir waren Mitte Dreißig und am Anfang. Wäre mein Mann Fußballer, wäre er am Ende. So.

»Habt ihr keine Existenzangst?«, fragte sie.

»Die Karten werden bei uns ständig neu gemischt.«

»Neu gemischt.«

Was hatte es zu bedeuten, dass sie ständig meine letzten Worte nachplapperte? Ich wollte nicht mehr weiterreden. Sie hatte offensichtlich viel Zeit. Ich nicht.

»Wo holst du deine Kinder ab? Darf ich dich begleiten? Hab gerade nichts vor. Möchte sie auch gern sehen, deine Kleinen.«

»Nur zwei sind noch klein, die andern können sich Spiegeleier braten.«

»Spiegeleier braten.«

Ich wollte nicht, dass sie mich begleitete. Sie war einen Kopf größer als ich, stöckelte eine Zeit lang neben mir her.

»Nein«, sagte ich endlich, »das geht nicht, treffen wir uns ein anderes Mal, ich muss mich beeilen.«

»Wo und wann?«, fragte sie.

»Ich rufe dich an«, rief ich über meine Schulter zurück.

## II

Sie stand vor meiner Tür. Im Arm einen Strauß vom Gärtner.

»Du hättest dich nie bei mir gemeldet«, sagte sie.

»Ich hatte deine Nummer nicht.«

»Kann ich hereinkommen?«

Es passte mir gar nicht. Gerade hatten wir zu Mittag gegessen, das Geschirr stand auf dem Tisch, auf dem Boden lagen Legos. Gerade war sie auf ein paar Erbsen getreten. Sie zog den Schuh aus und putzte die Sohle mit einer Serviette ab. Rote Sohlen, so neu, als wäre sie vor unserer Tür zum ersten Mal in die Pumps geschlüpft. Die großen Kinder waren in ihren Zimmern und hörten Musik, jedes eine andere und ziemlich laut.

»Da ist ja viel los«, sagte sie. »Bei euch.«

Die kleine Paula sah an ihr hoch und fragte: »Was ist in deiner Tasche?« Karin gab sie ihr. »Schau selber nach«, sagte sie. »Kannst sie ausleeren.«

Paula leerte den Inhalt der Tasche auf das Sofa und ordnete in einer Reihe, was sie fand.

»Neun Sachen.«

Es waren mehr. Sie konnte aber nur bis neun zählen. In der Kosmetiktasche allein waren garantiert zwanzig Gegenstände. Der Größe nach ordnete Paula und war damit lange Zeit beschäftigt.

Ich bewunderte Karin für ihre Gelassenheit. Ein Flacon mit teurem Inhalt kullerte unter das Sofa. Dort blieb es. Sie half mir den Tisch abräumen, schichtete die Gläser in den Geschirrspüler. Ich kehrte die Küche. Wir redeten kaum. Die großen Kinder saßen inzwischen auf der Treppe. Neugierig waren sie. Nach der duftenden Person in der Küche. Karin gesellte sich zu ihnen, plauderte wie eine gute Bekannte, folgte in ihre Zimmer, ließ sich Musik vorspielen, erst die eine, dann die andere, besah sich das Aquarium, streichelte die Katzen.

»Wir haben auch Spinnen«, sagte ich. »Willst du sie sehen?« Warum hatte ich diesen dummen Satz gesagt? Der konnte als »Hau ab!« verstanden werden.

Der kleine Lorenz, der immer sehr vorsichtig bei Neuankömmlingen war, rückte seine Burg nahe an Karins Beine und summte dabei leise. Das war

freundlich gemeint. Als sie mich fragte, ob sie heute bei uns schlafen könne, zögerte ich zuerst, dann dachte ich, warum eigentlich nicht. Es konnte sich ja nur um ein Unglück handeln, wenn sie so etwas fragte. Ich hoffte ... um ein kleines Unglück. Aber ein bisschen schadenfroh war ich doch.

Sie erzählte, dass ihre Mutter gestorben sei, schon vor Längerem aber, also kein großes Beileid, bitte. Sie wolle aber nicht bei ihrem Vater übernachten, nur im Notfall würde sie das tun, würde lieber in einem Hotel übernachten. Aber ein Hotel halte sie zur Zeit nicht aus. Diese Art von Einsamkeit liebe sie nicht. Ich dachte: Welche denn? Ich wusste, dass ihr Vater Alkoholiker gewesen war, das war er schon in unserer Schulzeit. Deshalb, sagte sie, habe sie gedacht, nichts wie weg von zu Hause. Sie studierte dann aber doch nicht, wie wir alle dachten, nämlich weil die Mutter fand, es rentiere sich nicht, sie werde ja doch bald heiraten. Vertanes Hirnschmalz. Damals war sie noch sehr unsicher gewesen und hatte getan, worum man sie bat. Sie absolvierte die Lehre in einer Parfümerie und wurde zur Repräsentantin ausgebildet. »Bald bin ich bei Chanel gelandet, das ist in dieser Branche nicht schlecht«, sagte sie. Sie sei ständig unterwegs, in allen wichtigen Städten, verdiene sauviel Geld, habe eine Wohnung in Mailand und eine in Wien.

»Wenn also deine Kinder studieren wollen, bei mir können sie wohnen.« Es klang sehr nach Einsamkeit. Sie hatte kaum Bekannte, keinen Freund, keine Kinder, keinen Mann. »Es hat sich einfach nicht ergeben«, sagte sie.

»Wie lange bleibst du hier?«, fragte ich. Ich wollte, obwohl ich sie inzwischen nett fand – nett, nicht mehr und nicht weniger –, ich wollte nicht, dass sie länger als eine Nacht bei uns blieb. In allem, was sie tat und redete, sagte sie mir, dass ich es nicht geschafft hatte. Bildete ich mir ein. Ich war Hausfrau, nebenberuflich Schriftstellerin. Theoretische Schriftstellerin.

Als hätte sie meine Gedanken gelesen, sagte sie: »Wenn du willst, kann ich eine Zeit lang bei euch bleiben, und du kannst schreiben. Ich habe nicht vergessen, wie Hausarbeit geht. Zu Hause habe ich immer alles gemacht, als die Mama noch im Geschäft war. Wäre das deinem Mann recht? Den Kindern wäre es sicher recht, denke ich.« – Denkst du, so. Aber wahrscheinlich stimmte es.

Ich wusste, es würde meinen Mann nicht stören, er war großzügig, außerdem war er auf Lesereise. Aber ich wollte es nicht. Ich sah mich vor mei-

nem erst zwei Monate alten Computer sitzen und hineinstarren, weil mir nichts einfiel. Ich würde zwei Stunden starren, und dann würde man mich fragen, was ich geschrieben habe. Sie würde mich fragen. Und ich wäre undankbar, weil ich nichts geschrieben habe.

»Nein«, sagte ich. »Ich brauche Anlaufzeit. Ich kann nicht von null auf hundert.«

Karin verstand. »Auf hundert.«

Ich richtete ihr Bett auf dem Sofa her, sagte, gute Nacht. Karin klopfte mit der Handfläche auf die Lehne: »Bleib noch. Wenigstens ein bisschen. Setz dich zu mir.«

Das tat ich.

»Weißt du«, sagte sie, »ich kenne das alles nicht. Zuneigung. Keine Spur von Glück war bei uns zu Hause. Ich wäre gern eines deiner Kinder. Dauernd lachen sie. Und sie riechen gut. Deine Freundin wäre ich gern.«

»Du kennst mich nicht«, sagte ich. »Ich bin launisch und ungerecht. Ich schreie herum und entschuldige mich dann. Oder nicht einmal das.«

Ihre Mutter sei so sehr mit dem Vater beschäftigt gewesen, erzählte sie, ein Leben voller Kummer, jeden Abend zog sie ihn aus dem Wirtshaus heraus, und als sie, Karin, groß genug gewesen sei, vierzehn, sei sie geschickt worden, um den Vater nach Hause zu schleppen.

»Ich war kräftig und schrie ihn an. Das machte Eindruck bei den Wirtsleuten. Sie sagten, er fürchte sich mehr vor mir als vor meiner Mutter. Ich war ehrgeizig, konnte ein Jahr in der Lehre überspringen. Ich lernte Englisch, Französisch und Italienisch. Ich hatte gar nicht gewusst, dass ich so gescheit sein konnte. Das war ein gutes Gefühl gewesen. Das hätte ich gern wieder.«

Sie legte ihre Hand auf meinen Arm. Mir fiel der Tag ein, als sie einmal von der Schulschaukel gefallen war. Es gab einen Auflauf. Sie war ohnmächtig. Der Arzt wurde geholt. Nach ihrer Mutter wurde gelaufen. Ich fragte, ob sie sich daran erinnern könne.

»Da habe ich euch allen einen Schrecken eingejagt«, kicherte sie. »Das war wunderbar. Ich war nicht ohnmächtig, hab nur so getan.«

Ein Loch hatte sie im Kopf. Ich hatte damals schon den Verdacht gehabt, bei einer anderen wäre nicht so ein Theater gemacht worden. Bei den

Schüchternen denkt man gleich an das Schlimmste. Sie habe so lange ohnmächtig bleiben wollen, bis ihre Mutter kam.

»Ich wollte, dass sie Angst hat.«

»Was für eine Angst?«, fragte ich.

»Dass ich sterbe.«

Ich erinnerte mich. Frau Horvat kam dahergelaufen. Sie war mir dicker vorgekommen als sonst. Als ob Unglück dicker macht. Wer weiß. Sie habe das Ohnmächtigsein sehr lange ausgehalten, erzählte Karin. So einfach sei das ja nicht. Es habe ihr ja niemand beigebracht wie Ohnmächtigsein geht. Das weiß niemand. Sie habe sich gedacht, wenn das wirklich niemand weiß, ist es eh egal, dann kann ich tun, wie ich will. Augenverdrehen. Zunge heraus. Zittern oder nicht zittern. Krampfen.

»Das einzige Mal, dass ich die Mama in Verzweiflung gesehen habe.« Da sei sie selig aus der Ohnmacht aufgewacht.

Ich hatte das alles in einer anderen Erinnerung. Schlimmer und zugleich weniger schlimm. Ich hatte auch gedacht, die ist tot. Wie die anderen. Und ich hatte gedacht, tot ist tot, da kann man nichts machen, Aufregung hätte nur einen Sinn, wenn sie fast tot wäre. Dann müsste man etwas tun und wüsste nicht was und wäre deswegen aufgeregt.

Ganz leicht klopfte es an der Tür und Paula tappte herein, barfuß in ihrem hellgelben Nachthemd. Sie kroch an mir vorbei und drückte sich an Karin, zog die Decke über ihre nackten Füßchen.

»Ich will bei euch bleiben«, sagte sie. »Wenn du ins Bett gehst, Mama, geh ich mit dir. Aber erst dann.«

Karin fuhr am nächsten Tag zu ihrem Vater, am übernächsten brachte sie ein Paket. Sie wollte nicht ins Haus kommen, stellte das Paket vor der Tür ab. Geschenke.

Sie hat meinen Mann gar nie kennengelernt.

Die Kinder packten aus, und für jeden war etwas dabei, für den Großen ein Rasierer – obwohl er noch keinen Bart hatte –, für die Große eine Kosmetiktasche voll mit Schminksachen, für die Kleinen hatte sie Spielzeug eingepackt, für meinen Mann einen Whiskey – ich hatte ihr erzählt, dass wir manchmal am Abend einen irischen Whiskey saufen. Mir schenkte sie Dinge, die ich mir nicht leisten konnte. Einfach zu viel, dachte ich. Alles

zusammen einfach zu viel. Ich wollte das nicht. Wieder war ich die, die es nicht geschafft hatte.

### III

Jahre später sah ich Karin vor meiner Lesung im Literaturhaus in Wien. Es war im Februar und kalt. Sie kam in Begleitung eines sehr großen Mannes, der ohne Sakko, im Dschungelhemd, neben ihr stand. Als hätte der August gerade begonnen. Ich blickte zu lange auf seine auffällige Gürtelschnalle.

Karin sagte: »Das ist Georg, er ist Pianist.«

Er sah aus wie ein Russe, und er war auch einer. Ich genierte mich, weil ich wusste, dass nicht viele Zuhörer zu meiner Lesung kommen würden. Das wäre dann peinlich. Ob sich für so etwas die Schriftstellerei rentierte.

»Wann fängt die Lesung an?«, fragte sie. Sie sah glücklich aus.

»Um halb acht.«

»Halb acht.«

Und wenige Leute kamen dann auch. Mich kennt einfach niemand, dachte ich. Karin und Georg saßen in der ersten Reihe, ich räusperte mich. Wenn ich von meinem Buch aufsaß, fiel mein Blick auf die übergroße Gürtelschnalle. Zwei in sich verringelte Schlangen aus Silber. Ich maßregelte mich. Ich las schlecht, weil ich abgelenkt war. Die Gürtelschnalle interessierte mich mehr als meine eigenen Worte. Der Mann ist unwürdig. Wieso sieht sie das nicht? So einen Gürtel haben Zuhälter. Wer so einen Gürtel hat, der will, dass alle wissen, was für einer er sei. Will sie so einen? Er wird zärtlich zu ihr sein, sie wird ihm ihr ganzes Geld geben, und er wird sie verlassen. Wurde schon geklatscht?

Karin wusste ein russisches Lokal und hatte bereits bestellt. Georg war höflich, sein Deutsch war zu verstehen, er lobte mich, weil er ein Kavalier sein wollte. Meine Hände waren eisig, er nahm sie an sich und rieb sie warm.

»Da, wo ich herkomme, sind die Winter lang und kalt. Ich brauche sehr wenig Schlaf.«

Was sollte das heißen? Was hatte das Eine mit dem Anderen zu tun?

Karin sagte: »Georg stammt aus Samara, das liegt am Wolgaufer. Wir

wollen zusammen hinfahren. Die Flüsse frieren Ende Oktober zu. In den Aprilwochen schmilzt der Schnee. Es kann sehr kalt werden. Der Sommer aber ist heiß und trocken.«

Sie klang, als hätte sie einen Prospekt auswendig gelernt. Ich weiß nicht mehr, was sie noch alles über Samara erzählte. Ich hätte fragen wollen, ob die Menschen dort wenig Schlaf brauchen. Und ob die Anführer dort solche Gürtel tragen. Mit Schnallen, auf denen sich silberne Schlangen ringeln.

Mitten im Speisesaal stand ein Klavier. Nachdem wir gegessen hatten, gefüllte Rote Rüben und zum Nachtschisch Zopf Kuchen, dazu tranken wir Kwass und Wodka – Karin lag im Arm von Georg –, flüsterte sie mir zu:

»Ich will ihn überreden, dass er uns etwas auf dem Klavier vorspielt. Frag du ihn!«

Ich flüsterte: »Stört dich sein Gürtel nicht?«

Ich hätte gern gewusst, ob sie ihn schon einmal spielen gehört hatte. Was, wenn ich fragte, und er es gar nicht kann? Das ist sehr ungerecht, das weiß ich selber.

Karin sagte mit fester Stimme: »Monika würde dich gern spielen hören, Georg. Willst du?«

Er setzte sich ans Klavier, verbeugte sich und sagte, er spiele etwas Knappes von Alexander Borodin, und schon wühlte er in den Tasten. Sehr gut. Aber bald hörte er damit auf und lief aus dem Lokal. Mit den Armen weit in die Luft hinauf gestikulierend.

»Er muss allein sein, ich kenne das«, sagte Karin.

Dann hörten wir Geschrei. Der Wirt lief hinaus. Er schrie auch. Rief nach uns. Rief nach der Polizei. Georg lag am Boden. Das Gesicht blutig von oben bis unten. Zusammengeschlagen. Von seinen Peinigern fehlte jede Spur. Und jede Idee, wer sie gewesen sein könnten. Und warum sie es getan hatten.

»Er provoziert die Menschen«, sagte Karin, »und will es gar nicht. Man will nicht, wie er ist.«

Sie fuhr mit ihm ins Krankenhaus. Ich nahm die U4.

Bald darauf schrieb mir Karin in fünf Zeilen, dass Georg sich das Leben genommen hatte. Er war noch in diesem Winter stundenlang zu einer Bau-

stelle gewandert, hatte sich dort ausgezogen bis auf Hemd und Unterhose und sich niedergelegt und viel Schnaps getrunken. Man fand ihn erfroren.

#### IV

Dann hörte ich nichts mehr von Karin. Hatte kaum mehr an sie gedacht. Fünfzehn Jahre vergingen. Die Großen wohnten nicht mehr zu Hause, Paula studierte an der Filmakademie, Lorenz wollte Maler werden. Ich hatte wieder zu schreiben begonnen, es lief gar nicht schlecht. Ich dachte mir am Tag Geschichten aus, und in der Nacht versuchte ich, sie in den Computer zu schreiben. Wir schwammen in einem friedlichen Wasser, lange, bis das Unglück zuschlug. Paula stürzte von einem Berg und wurde von einem Stein erschlagen. Es gab keine Worte.

Karin kam mir in den Sinn, und ich rief sie an. Sie war in Hongkong, klang aber so nah, als wäre sie in der Nachbarschaft. Sie weinte und konnte nicht sprechen.

Sie wollte eine Woche bei uns bleiben. Ich sagte: »Das ist unmöglich, wir sind alle krank, du würdest dich anstecken.«

»Lass mich auch bei euch krank sein, bitte!«

Ich stand vor dem Kleiderschrank und fand nichts Passendes. An meinem Mantel fehlte ein Knopf. Ich fädelt Faden ein, und da fiel mir die Knopfbüchse auf den Boden. Ich war so erschöpft, ich ging in die Knie und setzte mich auf den Fußboden. Ließ die bunten Knöpfe durch meine Finger gleiten.

Aus: Monika Helfer: *Bettgeschichten und andere*. Bibliothek des Alltags Band 1, herausgegeben von Wolfgang Paterno, bahoe books, Wien 2022.

## VORABDRUCK II

### Fürsorgliche Selbstbeziehung Dr. Franz Schuh vor Gericht. Eine Episode.

Von Alfred J. Noll

Es muss Ende der 1980er-Jahre des vorigen Jahrhunderts gewesen sein. Aufs Jahr kann ich mich nicht erinnern. Von den Menschen, die im selben Haus in der Inneren Stadt wohnten, kannte ich einige; manche wollte ich nicht kennen. Über der Eingangstüre zu unserer Wohnung hing ein imponierendes Messingschild. Wir wohnten, das Türschild wies es aus, seit gut zehn Jahren auf »8 ½« – auch wenn es nicht Fellini war, der uns Unterkunft gegeben hatte.

Ein stets ausgestellt fröhlicher Pole lebte uns direkt gegenüber. Wir hatten ihn, obgleich er vorgab, Höhlenforscher zu sein, sofort als Agenten identifiziert. Gelegentlich telefonierte er bemerkenswert laut, immer auf Polnisch. Das eben sei sein Trick: Wer sich so auffällig verhält, von dem würde keiner glauben, dass er Geheimwissen ins Ausland trage. Dass es die Mutter war, mit der er telefonierte, erfuhren wir später.

Neben uns wohnte die »alte Sandel«. Man sah ihr vieles an und konnte sich noch mehr dabei denken. Hing sie der Zeit nach, in der ihr verstorbener Mann ein Großer an der Wiener Getreidebörse in der Taborstraße gewesen war? Ganz ohne Grund scheuten unsere Kinder näheren Kontakt mit ihr. Es hielt sie diese Scheu aber nicht ab, durch die gelegentlich geöffnete Wohnungstüre zu lugen. Irgendwann haben die Kinder dennoch Zuckerl von der alten Dame bekommen.

Schräg unter uns, sodass wir über den Innenhof in einige der Fenster blicken konnten, wurde untervermietet. Die dicke Frau Koszik, sie war vielleicht Witwe, Frau oder Mutter eines vordem in Ungnade gefallenen Staatsanwaltes, ich erinnere mich nicht, überließ einige ihrer Zimmer lauten und nicht minder dicken amerikanischen Studentinnen. Eine Frühform

von Airbnb. Der von dort ausgehende Trubel war manchmal ärgerlich, manchmal war er amüsant.

Und direkt daneben wohnte Sabina mit ihrem Freund Norbert. Eine mitunter durch und durch verhuschte Person. Was sie nicht recht zu sagen vermochte, das versuchte sie durchs wilde Gestikulieren wett zu machen. Gaben ihr im Gespräch die fliegenden Gliedmaßen nicht die Zuversicht, rasch den gewünschten Eindruck beim Gegenüber zu machen, dann erhöhte sie das Sprechtempo – und flugs konnte sie sich in einen Zustand der Aufgebrachttheit versetzen, der dem jeweiligen Anlass kaum je gemäß war. Norbert hingegen schien ein ruhiger Typ zu sein. Die Drogen wirkten augenscheinlich sedierend.

Am selben Stock hatte Sabina einen weiteren Nachbarn. »Dr. Franz Schuh« stand am Türschild.

Eines Abends läutete Sabina. Während sie noch vor der Wohnungstür stand, hatte sie mir schon ein paar Zettel fast ins Gesicht gedrückt. »Die wollen mich kündigen! Die Schweine. Die wollen mich einfach rausschmeißen!« Sabina hatte eine gerichtliche Aufkündigung erhalten. Ganz Anwalt, gebot ich ihr zu schweigen. Ich werde mir das durchlesen – und danach könnten wir darüber reden.

Und also las ich: Bei einer polizeilichen Razzia sei unter dem Waschbecken Haschisch gefunden worden; mehrfaches Übergehen der Badewanne habe nicht nur Nässeschäden in der darunterliegenden Wohnung verursacht, sondern auch das Anmorschen der tragenden Deckentram bewirkt; bei einer Auseinandersetzung im Treppenhaus seien die Stufen blutbefleckt hinterlassen worden; in der Wohnung herrsche unentwegt unzumutbarer Lärm; und vor allem: Sabina habe mutwillig auch einen Einsatz der Cobra-Spezialeinheit provoziert, indem sie einen Sprengstoffanschlag vorgetäuscht hätte.

Wir saßen den ganzen Abend. Na ja, das mit dem Haschisch, das sei natürlich Norberts Vorrat gewesen. »Was hab' ich damit zu tun?« fragt Sabina scheinheilig. Dafür könne sie aber echt nichts. Das mit der Badewanne könne vielleicht schon stimmen, aber doch sicher nicht mehr als zweimal. Davon könne doch die Deckentram nicht morsch geworden sein. »Was ist das überhaupt für eine Scheißhütte, wenn sie wegen dem bissl Wasser

gleich zusammenbricht!« empörte sie sich. »Das war sicher schon vorher!« Ja, im Treppenhaus hätten sich ein paar von Norberts Freunden gestritten. Aber Blut? Davon habe sie nichts mitbekommen – ja vielleicht, könnte schon sein ... Aber deswegen könne man sie doch nicht aus der Wohnung schmeißen!

Und überhaupt: Das mit dem Sprengstoffanschlag sei doch völliger Blödsinn, die Geschichte sei ganz anders gewesen: An einem Abend habe sie sich mit Norbert gestritten. Es sei etwas heftiger geworden. Irgendwann habe sie ihm ihren Wecker nachgeschmissen, »aber ich hab' ihn eh nicht getroffen«. Dann habe man sich wieder versöhnt, »alles voll OK, eh wie immer«, meinte sie. Am nächsten Morgen sei der Wecker am Boden gelegen und habe keinen Mucks mehr gemacht. Beide wären der Meinung gewesen, das Ding habe seinen Geist aufgegeben. »Der ist hin!« – und Norbert hätte den Wecker beim Verlassen der Wohnung mitgenommen, um ihn unten zu entsorgen. Beim Runtertreppeln müsse der Wecker wieder zum Leben erwacht sein, denn Norbert habe kurz vor dem Verlassen das bekannte »Tick-tack-tick-tack...« gehört. Er wäre aber zu faul gewesen, den Wecker wieder hinauf in die Wohnung zu tragen, und deshalb habe er gemacht, was doch jeder vernünftige Mensch tun würde: Er habe den Wecker ins Postkastl gestellt. »Ganz normal!« meinte Sabina. Kurz darauf sei aber die Nachbarin, die dicke Koszik, zu den Postkastln gekommen. Beim Blick in ihr Postkastl habe sie dann das »Tick-Tack« des Weckers gehört, sei über die Maßen erschrocken und habe sogleich die Polizei angerufen: »In unsern Postkastln ist eine Bombe!« Binnen Minuten wäre die Cobra-Spezialeinheit im Haus gewesen, mit Vollvisierhelmen, Schutzschildern und in voller Montur. Dann hätte man Sabinas Postkastl aufgebrochen – »Das ist doch sicher illegal, das dürfen die doch nicht!« meinte Sabina entrüstet –, und dort habe man dann ihren Wecker gefunden.

Mit diesen überzeugenden Argumenten warf ich mich also für Sabina in die in der Riemergasse stattfindende Schlacht am Bezirksgericht. Alle Hausparteien wurden von der Hausverwaltung aufgeboten, um den »nachteiligen Gebrauch« der Wohnung durch und das unleidige Verhalten von Sabina zu bescheinigen. Es wurde viel geredet und wenig gesagt. Der Richter, merklich eher Sabina zugeneigt als dem etwas verbissen wirkenden Kollegen der Gegenseite samt Hausverwalter, bot sich kein klares Bild. Aus

eigener Wahrnehmung konnte niemand etwas sagen, ausgenommen die von allen Hausparteien durchgängig gemachte Beobachtung, dass Sabina doch eine freundliche Person sei. Nein, von Schlägereien im Treppenhaus und von Polizei wüsste man nichts. Norbert habe man vielleicht gesehen, man kenne ihn aber nicht. Ob es gelegentlich laut sei? Ja, das könne schon sein, »aber, Frau Rat, das sind halt junge Leute«.

Da blieb dem Hausverwalter und seinem angemieteten Rechtsvertreter nur noch ein Zeuge: der unmittelbare Nachbar Dr. Franz Schuh; der könne nun gewiss bezeugen, dass Sabina ungebührlichen Lärm errege, dass ständig Aufruhr in und vor ihrer Wohnung herrsche – und dass also ein Zusammenleben mit so einer Person in einem anständigen Haus für alle unzumutbar wäre. Also wäre der Herr Dr. Franz Schuh als Zeuge zu laden. Und das Gericht lud ihn.

Und also betrat der Dr. Franz Schuh den Gerichtssaal; seiner Statur gemäß bedächtig. Sein Blick suchte eine Sitzgelegenheit. Kaum saß er, vermittelte er den Anwesenden die Gewissheit, dass mit seinem Erscheinen und seiner Platznahme im Saal der schwierigste Teil der ganzen Sache erledigt sei. – Nur zu!

»Der Beklagten wird vorgeworfen, sie verleihe durch ungebührlichen Lärm den Mitbewohnern des Hauses das Zusammenleben. Haben Sie dazu eigene Wahrnehmungen?« fragt die Richterin.

Der Dr. Franz Schuh dachte nach.

»Meine Nachbarin ist eine freundliche Frau«, sagte er.

»Aber es wird ihrer Nachbarin vorgeworfen, dass sie unentwegt laut sei. Können Sie das bestätigen?« setzte die Richterin nach.

Der Dr. Franz Schuh dachte nach.

»Ich nütze meine Wohnung zum Arbeiten. Es kann sein, dass ich meine Nachbarin gelegentlich störe. Ich möchte mich dafür entschuldigen, es tut mir leid«, gibt er zu Protokoll.

Die Richterin schaute fragend.

»Wie meinen Sie das?«

Der Dr. Franz Schuh dachte nach.

»Na ja. – Ich höre Radio. – Unentwegt. – Immer. – Ich muss Radio hören. – Und wenn ich Radio höre, dann habe ich es immer sehr laut, sehr sehr

laut aufgedreht. – Wenn ich Radio höre, dann will ich nichts anderes hören – dann will ich nur das Radio hören, nicht den Straßenlärm und auch nichts anderes. Ich will dann nur Radio hören, wenn ich Radio höre«, sagte er so langsam wie leise.

»Sie haben also keine eigene Wahrnehmung über einen Lärm, der von Ihrer Nachbarin kommt?« versuchte es die Richterin nochmals.

Der Dr. Franz Schuh dachte nach.

»Also, wenn wer in diesem Haus Lärm macht, dann bin ich das – ich mache soviel Lärm, dass ich verlässlich einen anderen Lärm nicht hören kann. – Es ist mir daher völlig unmöglich, allfälligen Lärm, der aus meiner Nachbarwohnung käme, wahrzunehmen. – Gegen meinen Lärm hätte ein allfälliger anderer Lärm keine Chance. – Wenn hier einer Lärm macht, dann bin ich das«, sagte der Dr. Franz Schuh der Richterin noch langsamer, und er blickte ihr dabei in die Augen, als ob er mit seinen Worten eine vom richtigen Glauben Abgefallene wieder auf den rechten Weg zu bringen hätte.

»Danke. – Ist Ihnen in Bezug auf Ihre Nachbarin noch etwas aufgefallen, was Sie uns sagen wollen?« fragt die Richterin voll verständiger Zurückhaltung.

Der Dr. Franz Schuh dachte nach.

»Meine Nachbarin – sie ist eine freundliche Frau«, diktierte er ins Protokoll, und dies mit einer Bestimmtheit, als ob mit dieser Feststellung ein 11. Gebot erlassen würde, – wobei seinem Körper die Anstrengung ablesbar war, die ihm das damit einhergehende leichte Nachvorbeugen machte.

»Danke«, sagte die Richterin. »Haben Sie Fahrtkosten? – Nein. – Dann sind wir fertig. Danke für Ihr Kommen.«

Der Dr. Franz Schuh erhob sich nicht sogleich. Mit seinem Blick auf die Richterin sorgte er für ein tief ins Innere der Amtsperson dringendes *da capo* seiner Aussage: »Meine Nachbarin ist eine freundliche Frau. – Wenn hier einer Lärm macht, dann bin ich das. – Meine Nachbarin – sie ist eine freundliche Frau. – Wenn hier einer Lärm macht, dann bin ich das ...«

Der Dr. Franz Schuh trat ab. Die Richterin schloss die Verhandlung. Beim Hinausgehen raunte sie mir wie hinter vorgehaltener Hand noch rasch zu: »Passen's ein bisserl auf auf Ihre Mandantin.«

Wochen später bekamen wir das Urteil. Die Aufkündigung wurde abgewiesen; Sabina hatte ihre Wohnung nicht verloren.

Heute wohnt Sabina immer noch in der Wohnung, die ihr der Dr. Franz Schuh ehemals rettete. Die freundliche Richterin, die damals vor dem Bezirksgericht Innere Stadt Einsicht mit und ein gewogenes Urteil für Sabina hatte, ist heute Präsidentin des Obersten Gerichtshofs. Und ich habe mich nachfolgend aller Mietrechtsstreitigkeiten enthalten, weil ich das Glück meiner Mandanten nicht herausfordern wollte – wann hat man schon einen Dr. Franz Schuh als Zeugen.

Aus: Bernhard Kraller (Hg.): *Schönheit, Ambition und Einsamkeit. Von, für und gegen Franz Schuh. Zum Fünfundsiebzigsten*. Sonderzahl Verlag, Wien 2022.

## WIEDERGELESEN

### Im Kreise der Textfabrikanten

Von Heinz Knienieder

IM KREISE DER TEXTFABRIKANTEN fällt mir die Rolle des Publikums zu, jener Mitbürger also, die – weil nicht in der Lage, ästhetisch verwertbares zu produzieren – sich mit dem Bedientwerden begnügen müssen, allenfalls noch als berufsmäßige Kritiker das poetische Gras wachsen hören oder Jagd auf Kulturschnepfen machen. Selbiges, nämlich Kritiker, wollte ich früher auch einmal werden, weil es mir doch sehr nützlich schien, die vielen Werke der Kunst und Kultur dem breiten Publikum nahezubringen, das kompliziert Gedachte und schön Geschriebene, über das man selber sehr viel Herumrätselnd diskutieren konnte – wer schöpft je das Allgemein-menschliche aus? – in die Alltagssprache zu übersetzen, auf das endlich die Kunst das Leben durchdringe.

und dazu schien es mir auch allerhöchste Zeit, wie das Leben so schien, das Private und das Öffentliche. Und darum war ich auch so sehr für die Kunst, weil sie uns doch, wie sie selber sagte, helfen wollte; wenigstens Denkanstöße wollte sie geben, die ich, da ich doch studieren durfte und nicht mit 14 Jahren in die Lehre mußte, zum Glück manchmal auch verstanden habe. Und darum war ich auch sehr davon überzeugt, wenn von der großen Verantwortlichkeit des Schriftstellers die Rede war, als einem der wenigen, der noch die Freiheit hochzuhalten vermag, weil er sie selber noch hat – Erinnerung an das, was Menschsein bedeutet, Rekonstruktion des Utopischen, so sagen es heute noch die Linken – Begeisterung also für den Schriftsteller, der immer wieder neue Stilmittel hervorzaubert, statt sich zu fragen, warum die Alten nichts taugen; fallweise auch einen Preis bekommt von jenen Herren, die zwar nicht die Sprache zerlegen und Abstraktes verbasteln oder die neue Wirklichkeit suchen, dafür aber die Fleischpreise bestimmen, die Wiedereinführung der Wehrpflicht und das Kunstbudgets. Und dieses ist, wie man weiß, bis auf die heutigen Tage zu gering.

wie es in unserer Generation so üblich war, haben wir uns in den Existentialismus vergraben und über die neue Welle begeistert, weil hier – so schien uns – kam Wirklichkeit zur Sprache. Und deshalb trafen wir uns auch im Caféhaus, verglichen die Literatur mit der Realität. Und diskutierten aufgeregt über die Gewalt und die Politik und die Sinnlichkeit, auch die Geschichtlichkeit und die Einsamkeit kamen zur Sprache. Manchmal gestatteten wir uns auch, persönlich zu werden, freilich nur dort, wo es schicklich ist, bei jemandem also, den man gut kennt. Und nur hier und da, wenn es mir besonders dreckig ging, seelisch meine ich und so, dachte ich mir: mit der Kunst, auch der Progressiven, ist das so wie mit einem Lustspielfilm: er fängt an, wenn man wieder nach Hause geht, wo alles wieder beim Alten ist, nur daß man darüber nicht lachen kann, wie über Stan Laurel, Charly Chaplin oder Donald Duck.

woher die Giftigkeit und meine Aversion gegen die Kulturindustrie? Vielleicht habe ich mich in der Pubertät zu sehr gehen lassen und zu wenig sublimiert? Vielleicht auch erwarte ich mir zu viel von der Literatur: schließlich: warum soll ausgerechnet sie die Anweisung zum seligen Leben geben, noch dazu hier und jetzt? Wenn's Probleme haben, Herr Kollege, dann gehen's

zum psychiater oder studieren's philosophie. die ist doch, wie schon leibniz sagt, die wissenschaft vom glück des menschen. auch die gesellschaftswissenschaften dürfen als sehr nützlich betrachtet werden, und hätten sie in der mittelschule besser aufgepaßt, so wüßten sie schon, daß eben alles seinen ort hat und seine zeit. man kann nicht alles zur gleichen zeit behandeln: der unterleib gehört in die naturgeschichte, für das humanistische und die kultur gibt's deutsch und geschichte, und wenn sie sonst noch etwas wissen wollen, dann tun's zeitung lesen: die politik finden sie dort für gewöhnlich auf den ersten drei seiten, in der mitte ist die kultur, dann kommt die wirtschaft und der sport, dazwischen gibt es reklame, aber das brauche ich ihnen ja alles nicht zu erzählen, herr kollege, das wissens eh, und wie die wirtschaft und die kultur und die politik und das alles mit ihrem eigenen leben zusammenhängt – ich kann nur sagen: das ist alles nicht so einfach, sie müssen sich halt mehr mit den dingen beschäftigen, sachhaltig meine ich, wissen sie, sachhaltig. dieses haben wir dann auch getan und haben karl marx gelesen und haben von ihm gelernt, daß die endlose kunst der interpretation und das herumwurschteln im allgemeinen (beständige reproduktion der arbeitsteilung) endlich aufhören muß. es muß etwas getan werden. jeder muß etwas tun, in seinem eigenen bereich. wir dürfen nicht vereinzelt leben. noch im privatesten drama zeigt sich das allgemeine gesetz der produktion. am und aus den erfahrungen vom arbeitsplatz ist denkend zu handeln. für uns war es die hochschule, und darum machten wir auch ein paar demonstrationen und sehr viele arbeitskreise: um 10 uhr wollten wir uns treffen, um halb elf waren alle da, es hatte zores gegeben mit der freundin, das aufstehen fällt schwer, man muß geld verdienen. wir entwarfen strategien für die hochschulpolitik nach dem prinzip des abbaues von autorität. inwieweit die hochschulpolitik auch perspektiven zur veränderung der gesellschaft entwerfen konnte, wußten wir noch nicht so genau zu sagen, auch nicht, ob es noch django im tuchlaubenkino spielt. aber das konnte man ja erfragen, und wir taten es auch. die gefahr des sozialdemokratischen reformismus war uns bewußt, manchmal kamen genossen aus deutschland und erzählten vom ende der antiautoritären phase und den leninistischen kaderparteien, der straffen organisation und der gemeinsamen front der intellektuellen mit dem proletariat. denn nur in der solidarität der kopf- und

handarbeiter wird etwas weitergehen, von den massen ist zu lernen, die widersprüche spitzen sich ohnehin schon zu. um zwölf uhr wollten die ersten baden gehen, schließlich möchten auch die linken was vom leben haben; es gab heftige kontroversen, dann gingen auch die anderen, sie dachten an die seminararbeit, die noch zu schreiben ist, oder daran, daß sie auf ein auto sparen möchten. die meisten hatten schon eins.

bei gelegenheit derlei tätigkeit lernte ich ein mitglied dieser redaktion kennen. wir sprachen über marx und coca cola. die revolutionierung der verhältnisse und was sonst noch anständig war: der auszug aus der familie, die schwierigkeiten mit den mädchen, das verhunzte leben derer, die wir kennen. wir versuchten, uns selber zu überlisten und auf die schliche zu kommen. wir haben uns gegenseitig auseinandergenommen, und das war verdrießlich, weil es praktisch war. er gab mir seine texte zu lesen, und ich merkte, da ist einer, der schreibt, weil er sich verändern möchte und der sich verändert, indem er über sich schreibt, die erfahrungen, die er gemacht hat mit sich und den anderen. einer stellt sich vor sich selber hin und schaut sich an, wie es um ihn steht. er will sich etwas klar machen, und er möchte auch dir etwas klar machen, weil es ihm nicht gleichgültig ist, wie du bist, wie es um dich steht, und du verstehst ihn und seine texte, du findest sie schön, weil du nicht mehr lange und kunstvoll interpretieren muß, weil, was gemeint ist, erfahre ich an mir selber und am widerstand, mich damit auseinanderzusetzen. einer kommt daher und sagt dir auf den kopf etwas zu, er klagt nicht an, er berichtet nur, möchte, daß auch du über dich berichtest und daß wir gemeinsam nach lösungen suchen. er möchte auch von dir etwas lernen, es soll besser werden. literatur, so denk ich mir, dürfte nichts anderes sein als diese kommunikation, so wie man mit einem freund spricht – schriftliche fixierung jener augenblicke, wo wir uns nicht gerne in die augen schauen, weil hier endlich einmal nicht von kunst und kultur und der schöpferischen gestaltung in der sprachlichen zerlegung und der vergesellschaftung der produktionsmittel die rede ist, sondern von uns selber und von dem, was wir im hinterhirn haben. jene augenblicke also, wo wir einen roten kopf bekommen und einen zorn, weil da einer sitzt und aufmerksam zuhört und dich fragt, warum du das machst und wie du dir das denkst und du dich nicht mehr herausreden kannst mit der schöpferischen

gestaltung und der demokratischen vielfalt der künstlerischen produktion, weil da nämlich einer ist, der weiterbohrt und nicht will, daß du auf deinem arsch ruhig sitzen bleibst und es dir gemütlich machst in der kultur. literatur, so denk ich mir, dürfte nichts anderes sein, als diese permanente diskussion, eine, die uns lehrt, mit allen so sprechen zu können wie mit einem freund, eine also, die keine rücksicht nimmt auf sich und die anderen, weil ansonsten nämlich die solidarität unter den menschen und mit den massen auch in der künftigen gesellschaft bleiben wird, was sie heute schon ist: eine durch mitgliedsbeiträge finanzierte zeitschrift der gewerkschaft zur freude und dokumentation der funktionäre.

dann, meine ich, hat auch die beschäftigung mit der sprache wieder einen sinn und eine funktion, weil sie bemerklich macht, wo wir ihr und unserer stellung im produktionsprozeß wieder auf den leim gegangen sind – sprach- und lebensfloskeln, in denen wir uns eingerichtet haben und also bleiben, was wir sind. gesellschaftskritische literatur wird sich nicht damit begnügen können, zu beschreiben, wie es ist und anders sein könnte, mit wörtern, die ästhetisch irgendwie zusammenpassen und das beschriebene irgendwie treffen. kritisch wird sie sein, weil sie sich ums kleinste bemüht, jedes wort daraufhin abklopft, was es meint, wofür es steht und verwendet wird, draußen, in den autoritäts- und gewaltverhältnissen, in denen wir leben, mit dem bißchen lustgewinn, den wir haben. kritische literatur wird sich nicht taktisch fragen müssen, ob das publikum das alles auch versteht, weil die wirklichkeit des publikums selber in der sprache ist, und sie wird darin sein, weil wir nicht mehr zusammenhänge beschreiben, die auch andere irgendwie nachvollziehen können, sondern weil wir den zusammenhang und die gesellschaft dort anpacken werden, wo beide wirklich sind: in deinem und in meinem leben.

soweit also bin ich mit meinen überlegungen als mitglied eines redaktionskollektivs, das brauchbare texte liefern will. zu diesem zweck treffen wir uns zu redaktionssitzungen. es dauert immer ein bißchen, bis wir so richtig in schwung sind. wir nützen die zeit: gib mir die adresse des verlagslektors, mir haben's schon wieder alles zurückgeschickt, vergiß nicht, wegen der dichterlesung anzurufen, nächste woche ist der einreichungstermin für den förderungspreis der literaturförderer, na, du bist ja schon ganz schön im geschäft.

dann wird's ernst, es gibt theorie: wir sprechen von der sensibilisierung der sprache und des bewußtseins, wir fragen uns, wie wir, die intellektuellen, den freiraum, den wir vor den arbeitern haben, nützen können, damit auch die massen was davon haben. wir suchen texte aus, zum edieren. wir sind auf der suche nach unserer wirklichkeit. auch die milchproduzenten und die bergbauern werden staatlich subventioniert. dann gehen wir wieder auseinander. beim weggehen erfahren wir, was wir sonst noch so treiben: der eine ist lehrer und klagt darüber, daß er viel zu wenig zeit hat zum schreiben, der andere hat, obwohl lehrer, schon was geschrieben und wird's vielleicht irgendwo unterbringen können, der dritte hat schon was untergebracht und außerdem noch einige artikel geschrieben, in journalen, die den anderen wieder nicht gepaßt hätten, hätten sie nur vorher davon gewußt.

wir sind eine gruppe, eine honorige sogar; im bürgerlichen wissenschaftsbetrieb und bei den marxistisch-leninistischen kaderparteien soll es, wie man hört, noch ärger zugehen. dort gibt es autoritäre strukturen, der kollegentratsch blüht und der neid, und alle sind sehr fleißig, um die produktionsmittel wenigstens fallweise und für sich in besitz zu nehmen. literatur darf nicht effizienzlos sein, sie muß den vorschein sichtbar machen, die phantasie von der befreiten gesellschaft, das sagt auch ernst bloch. die zeit ist noch nicht reif, wir schreiben ein neues buch.

der vorwurf liegt nahe, kleinbürgerlich, d. h. moralisch zu werden und darauf zu vergessen, daß die kapitalistischen produktionsverhältnisse eben die kapitalistischen produktionsverhältnisse sind, da gibt es keine wüscheln, das prägt die strategie und das bewußtsein, jeder muß schauen, wo er bleibt, der eine oben, der andere unten, vom arbeitsplatz aus ist denkend zu handeln, wir sind nicht bei der heilsarmee. außerdem sei an karl marx zu denken: »daß ein philosoph diese oder jene scheinbare inkonsequenz aus dieser oder jener akkomodation begeht, ist denkbar. er selbst mag dieses in seinem bewußtsein haben. allein, was er nicht in seinem bewußtsein hat, daß die möglichkeit dieser scheinbaren akkomodation in einer unzulänglichkeit oder unzulänglichen fassung seines prinzipis selber seine innerste wurzel hat.«

aus dem fortschritt des wissens sei der fortschritt des wissens zu machen, und eben darum müßte es gehen. und darum möchte ich auch weiterhin kulturkritiker sein. nicht, weil ich ohne die bestehende literatur nicht leben

könnte, ich finde sie meistens fad, sondern weil ich es nützlich finde, daß wir, die intellektuellen, uns die eigene praxis beständig unter die nase reiben, daher immerwährend fragen: was machen wir da, für wen soll es nützlich sein?

ich weiß schon: es gibt das individuelle und es gibt das allgemeine, beide sind, wie die marxisten zu recht vermuten, sogar durcheinander vermittelt. was mich irritiert an der linksliberalen bürgerkultur ist nur: warum vermitteln wir das individuelle solange ins allgemeine hinein, bis es dort gar nicht mehr sichtbar wird und die beflissenen dann gern in die dichterlesungen hatschen, um den autor auch persönlich kennenzulernen, weil im werk kommt die persönlichkei offenbar nicht vor.

warum verstecken wir uns beständig hinter der literatur und langen eklogen, an deren ende allenfalls noch dies rekonstruiert werden kann: nämlich, die gesellschaft ist zum scheißen, wir kommen nicht so recht weiter, es gibt probleme, manchen geht es gut, vielen geht es schlecht, das ist doch gar nicht so schwer zu verstehen, lieber leser, das wirst du doch auch schon irgendwann einmal und irgendwie empfunden haben.

wie lange wollen wir noch entfremdet über die entfremdung, arbeitsteilig über die arbeitsteilung reden in einer sprache, die nichts bewirkt, schon gar nicht die massen erreichen kann, weil das, worüber wir zu schreiben haben, selbst für die eigene praxis so folgenlos ist. wollen wir die welt verändern, indem wir bleiben, was wir sind, im stillen sehr zufrieden damit, literat sein zu können und nicht fabriksarbeiter, und in der hoffnung, daß die dialektik der produktion schon noch einmal zum rattern anfangen wird.

wie also helfen wir denen, die auch mit ihren problemen herumrennen, nur ohne möglichkeit, sich literarisch abzureagieren, nicht einmal in der lage, exakt zu benennen, woran es fehlt; allenfalls noch klagen können, ohne zu wissen was tun, weil sie, je weiter unten sie sind in der sozialen hierarchie, desto rascher an den punkt kommen, wo die autoritäts- und gewaltverhältnisse in den arbeits- und liebesbeziehungen sich als das zeigen, was sie sind: nicht mehr individuell lösbare konflikte allein.

was wir brauchen, ist nicht eine neue literatur, sondern eine, die sich über ihre voraussetzungen im klaren wird, daß sie nämlich ein gewerbe ist und eine dienstfunktion hat, wie jedes andere gewerbe auch, freilich mit dem

gewichtigen handicap, daß diesfalls die kundenwünsche nicht unbedingt und ohneweiteres der maßstab sein können für die produktion. daß der abstand zwischen avantgarde und masse, wenn schon nicht größer, so doch jedenfalls nicht kleiner geworden ist, ist eine binsenwahrheit, und sie wird auch weiterhin eine bleiben, solange jede diskussion über den sinn und die funktion von literatur mit dem hinweis auf die sache selbst systematisch abgeschnitten wird, über das, was literatur sein soll, ausschließlich die kulturindustrie entscheidet, das publikum nur insofern, als es jene produkte kauft, die die verhunzten bedürfnisse zwar nicht befriedigen, aber doch beruhigen. die abstrakte negation der arbeitsteilung, die rückkehr zur unnatürlichen einfachheit und armut der bedürfnisse darf allerdings als mumpitz betrachtet werden; die intensive beschäftigung an und mit der sprache, die freude und die befriedigung, ästhetisch gelungenes zu produzieren, kann nicht hinwegbekrittelt werden. doch warum soll das ein privilegium bleiben, an dem die kritischen selbstanmutungen von demokratisierung und vergesellschaftung der literatur beständig ihre grenze finden?

was wir brauchen, ist nicht der herbeigeschriebene tod der literatur, sondern eine, die nicht folgenlos ist, ihre ästhetische qualität eben dadurch gewinnt, daß sie die wahrheit benennt und also nützlich ist, auch ohne kritiker und interpreten, weil die sprache nicht symbolisch ist oder stimmungen malt, gefühlig die eigenen gefühle beschreibt, sondern exakt benennt, was relevant ist für uns und die anderen. was ich mir erhoffe, ist eine literatur, die sich nicht mehr bescheiden damit vergnügt, ohnehin nichts direkt bewirken zu können, weil sie ständig das gegenteil bemerkt: selbst das leben der miesen proleten geprägt ist von dem, wodurch sich unsere gesellschaft bestimmt: der welt- und lebensauffassung der privilegierten, und sei's auch nur der mittelstand, für den die proleten eben die proleten, die da oben die da oben sind, die schlösser erbauten und die museen behängten, sich leisten konnten, es schön zu haben, die also die zeit hatten und die gelegenheit, sich die produkte der jahrtausendalten arbeitsteilung anzueignen und die angebliche verschiedenheit der bedürfnisse und der fähigkeiten noch immer zur eigenen ausrede benutzen.

wovon ich träume, ist eine sprache, die alle verstehen und alle sprechen können, daher die literaturtheoretischen diskussionen, was nun literatur

sei und was nicht, überflüssig macht, weil jeder text uns nützliche informationen bieten wird in einer sprache, von der wir dann wissen werden, daß sie nicht beliebig veränderbar ist, ohne nicht zugleich mit der sprache auch den sachverhalt zu verändern, um den es geht.

was wir brauchen ist eine literatur, die uns alle sprechen und schreiben lehrt, die uns lehrt, wie die sachverhalte zu benennen sind, damit wir wissen, woran wir sind, und uns nicht mehr herausreden können. sprache, so denk ich mir, müßte uns hilfsmittel sein. um endlich die identität zu gewinnen, und eine solche literatur wird auch politisch sein. nicht nur, weil sie die gesellschaftlichen verhältnisse kritisiert und die machthaber, die ein interesse daran haben, daß alles so bleibt, wie es ist. diese literatur wird politisch sein, indem sie den leser, den mitbürger also, zum sprechen bringt, ihm soviel gibt, daß er immer weniger auf die literatur und immer mehr auf sich selbst, seine eigenen fähigkeiten und die solidarität mit anderen angewiesen ist.

ob es dann noch das geben wird, wozu wir heute literatur sagen, weiß ich nicht, ist mir auch egal, ich hab keine angst, den posten zu verlieren, ich hoffe nur, daß wir dann alle freude daran haben und die möglichkeiten sehen werden, das zu behalten und zu tun, was uns lust bereitet, und das, woran wir leiden, auch zu verändern.

soviel ist allerdings klar: eine literatur, die nicht hier und jetzt für uns alle hilfreich ist, ist genauso wertvoll wie das alte gute buch, die neue progressive kunst, die weihnachtsgans und der gugelhupf, den wir am sonntag zur verzierung des alltags verzehren.

Aus: Arbeitskreis österreichischer Literaturproduzenten (Hg.):  
*Wespennest*. Jugend und Volk, Wien, München 1973.

## Wespennest Zeitschrift für brauchbare Texte und Bilder

Ist das Coronavirus zufällig aus einem chinesischen Labor entwischt oder hat es sich doch – zufällig – per Zoonose auf den Menschen übertragen? Egal wie die Antwort lauten wird, die Folgen eines Zufalls sind Notwendigkeiten. Im Schwerpunkt der *Wespennest*-Frühjahrsausgabe dreht sich alles um den offenen Moment, in dem etwas auch anders ausgehen könnte, jenen kurzen unentschiedenen Augenblick vor der Entscheidung, den Riss in der Kette kausaler Verknüpfungen, von dem manche sagen, es gebe ihn gar nicht. Unzählig sind die Versuche, den Zufall zu berechnen, ihn zu kontrollieren, zu lenken, die Kontingenz des Lebens zu bewältigen, denn der Zufall ist als Schicksal ungerecht und ein Skandal. Für die Kunst jedoch ist er das Lebenselixier. Der *Wespennest*-Schwerpunkt behandelt daher auch die Frage, wie wir finden, was wir nicht gesucht haben, wie Neues entsteht oder zumindest Unvorhergesehenes in bildender Kunst, im Roman, im Feature und in der Fotografie. Der griechische Gott Kairos trägt auf seiner Glatze nur eine einzige Stirnlocke, wer ihn an diesem Schopf zu fassen kriegt, gewinnt das Glück des Augenblicks. Kairos hat Flügel an den Füßen, im Nu ist er vorbei. Kann man sich vorbereiten auf den Zufall? Wohl kaum, er ist, wie man es dreht und wendet, ein schlimmer und ein wunderbarer Hund.

### Wespennest 182: Zufall

112 Seiten | Format 21,5 x 28,0 cm | € 12,-

## Musikprogramm der Alten Schmiede 5/6 2022

---

Freitag, 6. Mai 2022 Kammermusik: Musik für Celli **Tamás Varga**  
**Konrád Varga** (Violoncelli) • Mittwoch 11. Mai 2022 Vokalmusik:  
**Anna Ihring** (Sopran) **Eriko Takahashi** (Klavier) • Freitag, 13.  
Mai 2022 Solokonzert **Andrés Añazco** (Klavier) • Mittwoch 18. Mai  
2022 Kammermusik: Trio Dobona **Nicole Henter** (Flöte) **Vera**  
**Karner** (Klarinette) **Mennan Bärveniku** (Klavier) • Freitag 20.  
Mai 2022 Jazz: Im Fokus **Franz Koglmann** (Trompete, Flügelhorn)  
**Mario Arcari** (Oboe, Englischhorn) **Attila Pasztor** (Cello)  
• Mittwoch 25. Mai 2022 Vokalmusik: **Günter Haumer** (Bariton)  
**Sergio Posada** (Klavier) • Freitag, 27. Mai 2022 Kammermusik: Perdue  
**Marcello Fera** (Violine) **Francesco Dillon** (Violoncello) •  
Mittwoch 1. Juni 2022: Elektronische Musik: Synklavia **Thomas Lehn**  
(Klavier, Analoge Synthesizer) **Hui Ye** (Elektronik) **Jakob Schauer**  
(Elektronik) • Mittwoch 8. Juni 2022: Kammermusik **Stefan Toma-**  
**schitz** (Querflöte) **Robert Gillinger** (Kontraforte & Fagott) **Ines**  
**Schüttengruber** (Klavier) • Mittwoch 22. Juni 2022: Kammermusik:  
Im Fokus **Paul Hertel** **Anna Ihring** (Sopran) • Mittwoch 29. Juni  
2022: Kammermusik Quartett Q-Arte **Santiago Medina** (Violine) **Liz**  
**Angela Garcia** (Violine) **Sandra Arango** (Viola) **Diego**  
**Garcia** (Violoncello) **Beginn jeweils 20.00**

---

Für Freixemplare der Sichel senden Sie bitte ein ausreichend frankiertes  
und adressiertes Rücksendekuvert unter Angabe der gewünschten Stückzahl  
an die Redaktionsadresse: Alte Schmiede / Schönlaterngasse 9 / 1. Wien